

ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 7 • JULI 1963 • PREIS DM 1,–



Gefreiter Bernd Schmidt: Friedenswacht, Linolschnitt



Heinz Raeder

Obermatrose der Reserve,
Zieher im VEB Berliner Metallhütten- und Halbzeugwerke

...wenn i wiederkomm'... was dann?

Sie kommen gerade aus der Nachtschicht?

Ja. Meine Norm hab' ich geschafft, aber gestern hatt' ich mehr Dampf drauf. Bei uns kriegt der beste jeder Schicht zehn Mark extra auf die Hand. Gestern hab' ich sie gehabt.

Und das, obwohl Sie erst vor fünf Wochen von der Volksmarine zurückkamen?

So ganz glatt war die See natürlich anfangs nicht. Die Ziehgeschwindigkeit der Maschinen – früher lag sie bei 26, jetzt bei 37 Metern in der Minute – ist heute eine ganz andere. Und auch die Normen. Bei den Mandrillen z. B. . .

Was heißt Mandrillen?

Auf Mandrillen werden die Stangen aufgezogen, weil wir doch Hohlrohre, vor allem Kapillar- und Präzisionsrohre machen. Bei der Einstellung der Mandrillen gibt es so kleine Kniffe. Die haben mir die Kollegen in Erinnerung zurückgeholt. Dann hatt' ich auch vom Betrieb 14 Tage Einarbeitungszeit. Ich bekam 100 Prozent Normerfüllung angeschrieben, auch wenn ich nur 70 Prozent hatte. Übrigens hatt' mir der Betrieb versprochen, daß ich hier wieder anfangen kann und . . .

Das fordert das Gesetz

. . . und ich bekam auch gleich wieder meine alte Lohngruppe. Ich konnt' dann zwischen der neuen und alten Halle wählen. Ich ging in die neue. Da haben wir halbautomatische Maschinen.

Was gefällt Ihnen am Betrieb im Unterschied zur Marine am besten?

Es ist natürlich schön, daß ich nach acht Stunden sagen kann: Ich hab' meinen Feierabend.

Aber die Halle hat auch ihre Schattenseiten?

Ich bin drei Jahre auf einem Minenleg- und -räumschiff gefahren, da hat man sozusagen die Liebe zur See gewonnen. Kommt man wieder zurück, fällt einem in den ersten Wochen bald die Halle auf den Kopf. Apropos Kopf. Er soll übrigens nicht rosten. Ich wollt' schon immer Lehrausbilder werden. Heute hab' ich erfahren – das geht in Ordnung. Ab September besuch' ich den Meisterlehrgang. Schon jetzt mach' ich den Kursus für Präzisionszieher. Das ist ganz was Ausgefallenes.

Haben Sie den Wunsch zum Lehrausbilder erst in der Armee gewonnen?

Das wollt' ich schon vorher werden. Es ist eine schöne Aufgabe, junge Menschen in unserem Sinn zu erziehen und ihnen einen anständigen Beruf beizubringen. – Aber als Geschützführer hab' ich Kenntnisse über Charaktere gewonnen. Der eine bleibt noch ruhig wie die See bei Windstille, während der andere schon auf Palme ist.

Die Entlassung aus der Armee bedeutet natürlich nicht, daß Sie aus dem Fahneneid „entlassen" wurden, sondern . . .

Es ist klar, daß wir im Beruf genauso unseren Mann stehen, wie wir es in der Armee getan haben. Auch militärisch können wir nicht abwracken. Man hat schon leise angepocht, daß ich im Herbst bei der Kampfgruppe mitmachen kann. Ich hab' aber noch keinen Entschluß gefaßt.

Vielleicht zieht es Sie mehr zur GST?

Ehrlich gesagt: Ja! Es gibt bei uns auch eine Seesport-Gruppe. Die macht auch ein ehemaliger Stabsmatrose. Da wird das seemännische Abc gelernt, also Knoten, Winken, Spleißen, Morsen und vor allem erst mal das richtige Pullen . . .



Das hat nichts mit Mandrillen zu tun?

Nein, das ist das Rudern. Aber mal sehen – im Juli tagt wieder das Reservistenkollektiv. Das kümmert sich wohl auch darum, daß wir in der GST oder der Kampfgruppe mitmachen, und daß wir soweit wie möglich militärisch auf dem laufenden bleiben.

Es könnte auch bei der Werbung von „Soldaten auf Zeit" helfen.

Ja, wir können den Kollegen schon einiges über das Leben der Soldaten erzählen. Es gibt übrigens noch einen Weg für uns, um auf dem laufenden zu bleiben. Man kann die Zeitschriften der Armee lesen, zum Beispiel die Armee-Rundschau . . .

Wir sind doch kein Mädchen, dem Sie schöne Komplimente machen müssen.

Nein, das war mein voller Ernst.

Dann wollen wir Ihnen ebenfalls im vollen Ernst für dieses Gespräch danken und Ihnen – wie sagt man jetzt? „Guten Tag" oder „Gute Nacht"? – vor allem einen guten Schlaf wünschen.

Liebelei und Liebe

Die Umfrage in Heft 5 „Liebe oder Liebelei" beeindruckte mich sehr. Etwas Ähnliches hab' auch ich erlebt. Mein Freund war damals auf Urlaub. Als er zu seiner Dienststelle zurückgekehrt war, kam gleich sein Abschiedsbrief. Begründung: Er liebe mich nicht mehr, weil ich mein langes Haar gegen seinen Willen hatte abschneiden lassen. Anfangs war ich geknickt. Das war doch kein Grund. Und warum war er so feige und hatte im Urlaub nichts gesagt? Aber dann lernte ich meinen jetztigen Mann kennen. Er war auch bei der Nationalen Volksarmee. Nun sind wir schon zwei Jahre verheiratet. Ich will damit sagen, daß nicht alle Genossen, die Uniform tragen, gleich sind. Man darf nicht nach einer Enttäuschung alle Männer über einen Kamm scheren.

Helga Bueler, Berlin

Nicht konservativ



Ich hörte von meinem Bruder, der seit kurzem bei der Armee ist, daß das Tragen von Sonnenbrillen dem Armeeangehörigen verboten ist, falls er dazu keine ärztliche Erlaubnis hat. Ich persönlich finde, daß Sonnenbrillen doch gut zur Uniform passen. Weshalb ist man in dieser Beziehung so konservativ?

Ursula Klose, Olbersdorf

Das Tragen von Sonnenbrillen im Ausgang oder Urlaub ist den Armeeangehörigen nicht verboten. Wir setzen natürlich voraus, daß sie nur eine solche Brille tragen, die zu unserer schlichten steingrauen Uniform paßt. Trotzdem sollte man nur dann eine Sonnenbrille benutzen, wenn es darum geht, die Augen von der blendenden Wirkung der Sonne zu schützen. Das Tragen der Sonnenbrille während des Dienstes ist nur mit Genehmigung des Vorgesetzten erlaubt. Jeder Armeeangehörige soll sich daran gewöhnen, seine Aufgaben unter allen Witterungsverhältnissen, auch bei blendender Sonne, zu erfüllen.

Studium ist gesichert

Ich bin seit Anfang April 1962 Wehrpflichtiger und wurde für den Herbst 1963 zum Studium an der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List" zugelassen. Wird es mir möglich sein, das Studium zu beginnen, auch wenn die Entlassungen erst nach dem Beginn der Vorlesungen stattfinden?

Gefreiter Roland Grimm, Sonneberg

Der Termin der Entlassungen liegt noch nicht fest. Eine vorzeitige Entlassung von Armeeangehörigen zur Aufnahme des Studiums kann nicht erfolgen. Das Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen hat jedoch zugesichert, daß alle für das Studienjahr 1963/64 vorimmatrikulierten Armeeangehörigen nach Ableistung des Grundwehrdienstes das Studium aufnehmen können.

Gold und Silber . . .



Ich bin 19 Jahre alt und seit 1962 in der Nationalen Volksarmee. Ich habe es im Ausgang oder im Urlaub schon oft erlebt, daß die Mädchen nichts wissen wollten von uns Soldaten, weil wir nicht viel Geld haben und schon um 23 oder 24 Uhr in der Kaserne sein müssen, bevor der Tanz zu Ende ist. Von vielen Mädchen kann man hören, daß sie lieber mit einem Unteroffizier tanzen gehen, als mit einem Achtzig-Mark-Soldaten, weil der Unteroffizier mehr Ausgang und Geld hat und mehr bezahlen kann als wir. Die Mädchen sehen nur auf das Geld. Das ist nicht schön für uns.

Soldat Kurt Wölfe, Berlin

Was meinen die Mädchen dazu?

Schuß durch den Propeller

Meine Freunde glauben mir nicht, daß im zweiten Weltkrieg die Jagdflugzeuge Maschinengewehre besaßen, die durch die sich drehende Luftschraube schossen.

Lutz Richter, Wilthen

Das durch den Luftschraubenkreis schießende Maschinengewehr gehörte von 1917 bis zur Ablösung der Propellerjagdflugzeuge durch Strahljäger zur Standardausrüstung eines Jagdflugzeuges. Es war mit der Kurbelwelle des Triebwerkes synchron geschaltet, so daß die Projektile nur dann den Lauf verließen, wenn die Luftschraubenblätter nicht vor seiner Mündung waren. Die Schußzahl des Synchron-MG war also von der Drehzahl des Triebwerks abhängig. Sie war geringer als bei den frei schießenden Waffen. Deshalb ordnete man die mit niedrigerer Schußfolge feuernden überschweren MG als Synchron-MG an, die durch die Luftschraube feuern konnten.

Gute Vorsätze

Ich gehöre zum Jahrgang 43, muß also mit der Einberufung zum aktiven Wehrdienst rechnen. Natürlich will ich nicht unvorbereitet zur Armee kommen, denn in den ersten sechs Wochen stürmt ja so viel auf einen ein, daß es besser ist, die gültigen DV etwas zu kennen. Dann fällt einem alles leichter. Ist es möglich, die Dienstvorschriften zu kaufen?

Frank Leine, Wöllnau

Das ist möglich. Einige wichtige Vorschriften kann man in den Volksbuchhandlungen erwerben. Außerdem ist das „Handbuch für Mot.-Schützen" erschienen, in dem alles zusammengefaßt ist, was der junge Soldat wissen muß.

Keine Extrawurst

Von dem Schauspieler Hans-Joachim Glaeser, der zur Zeit seinen Grundwehrdienst ableistet, erreichte uns folgender Brief:

Liebe Leser der Armee-Rundschau!

Seit November 1962 habe ich für 18 Monate das Rollenbuch mit der Waffe vertauscht. Nach der anfänglichen Umstellung und einigen Anstrengungen, die der Dienst mit sich bringt, kann ich behaupten, daß ich stolz bin, das Ehrenkleid zu tragen. In einigen Briefen von Euch taucht die Frage auf, ob denn nun mit mir als Schauspieler betreffs Ausbildung oder auch Urlaub Ausnahmen gemacht werden, ob man mich bevorzugt. Das ist nicht so. Auch ich tue meinen Dienst ebenso gewissenhaft wie alle anderen Genossen der Kompanie, und ich freue mich ebenso auf den nächsten Urlaubsschein. Ich widme mich in meiner Dienststelle noch wie vor der Kulturarbeit und kann Euch berichten, daß unsere Gruppe im Ausscheid des Verbandes den ersten Platz belegen konnte. Ein neuer Film oder ein neues Fernsehspiel mit mir sieht vorläufig nicht seiner Premiere entgegen, da ich mich im vergangenen Jahr hauptsächlich der Theaterarbeit am Berliner Theater der Freundschaft widmete. Dort stand ich in verschiedenen Rollen auf der Bühne. Ich bitte Euch noch um ein bißchen Geduld wegen der Autogrammwünsche, da mir noch die von Euch gewünschten Fotos in Uniform fehlen.

Herzliche Grüße
Euer Soldat
Hans-Joachim Glaeser

SOLDAT HANS GEIGER fragt: Ich bin nicht scharf auf Abzeichen. Weshalb soll ich mir da ein Klassifizierungsabzeichen erwerben?



Oberst RICHTER antwortet

Wie soll ich Ihre Frage auffassen? Ich glaube kaum, daß Sie alle Abzeichen „in einen Topf werfen". Es ist doch ein großer Unterschied, ob einer aus Reiselust oder Angabe ein Lufthansaabzeichen trägt oder aus Verbundenheit mit seinem Verband das FDJ-Abzeichen oder gar eine Auszeichnung. Ich bin auch kein Freund von Abzeichen aller Art. Aber mein Parteiabzeichen und meine Auszeichnungen trage ich mit Stolz.

Vielleicht denken Sie aber, daß Ihre Abzeichen Ihre Privatsache seien. Sicherlich kann niemand Sie zwingen, eine Klassifizierung zu erwerben. Aber deshalb ist uns das nicht gleichgültig. Die Normen für die Klassifizierungsabzeichen liegen über dem Durchschnitt der allgemein erreichbaren Leistungen. Ein Kraftfahrer mit Klassifizierungsabzeichen wird z. B. seine Kameraden schneller und sicherer an den befohlenen Ort bringen. Sie können sich selbst ausmalen, was das unter Umständen bedeuten kann. Mit Recht heißt eine Losung der Berliner Grenztruppen: „Den guten Soldaten erkennt man an seinen Auszeichnungen". Die vermeintliche Privatsache interessiert also alle, denen die Stärke unserer Volksarmee am Herzen liegt. Vielleicht dachten Sie aber auch, es komme auf die Leistung an und nicht darauf, daß man damit „protzt". Einerseits würde Sie diese Meinung ehren. Aber seien Sie ehrlich: Erreicht man andererseits eine solche Leistung, wenn man sich nicht genaue Ziele stellt? Und ist es nicht besser, wenn Sie Ihre Leistung mit den 8 oder 10 Augen anderer beurteilen lassen und nicht nur durch die eigenen Augen, von denen eines noch allzuoft zugedrückt wird? Vielleicht ist Ihre Abneigung gegen die Abzeichen auch nur eine Ausrede. Ihnen behagt es nicht, manchen Schweißtropfen oder manche Stunde des Lernens mehr aufzuwenden, und dazu haben Sie sich – vielleicht unbewußt – eine eigene Theorie gemacht. Aber ich bin überzeugt: Wenn Sie erst einmal die Prüfungen bestanden haben, werden auch Sie mit Stolz vor Ihrer Frau oder Freundin und vor Ihren Kameraden Ihr Klassifizierungsabzeichen tragen – eben weil es keine x-beliebige Plakette ist, sondern eine Auszeichnung, die Sie als guten Soldaten ausweist.



Valentina Tereschkowa

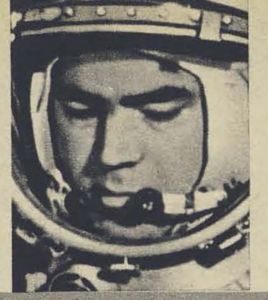
1. Kosmonautin der Welt. Start am 16. Juni 1963 auf „Wostok 6“; 49 Erdumkreisungen, Flugdauer 70 Std. 50 Min. (16.–19.6.1963) Flugstrecke über 2 000 000 km.

UdSSR

Valeri Bykowski

Start am 14. Juni 1963 auf „Wostok 5“; 82 Erdumkreisungen, Flugdauer 119 Std. 6 Min. (14.–19.6.1963) Flugstrecke über 3 300 000 km.





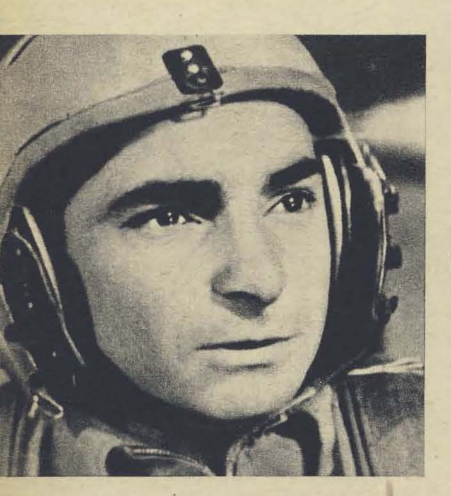

UdSSR

Juri Gagarin,
1. Kosmonaut der Welt. Start am 12. April 1961 auf „Wostok 1“; 1 Erdumkreisung, Flugdauer 1 Std. 48 Min., Flugstrecke 48 000 km.

German Titow
Start am 6. August 1961 auf „Wostok 2“; 17 Erdumkreisungen, Flugdauer 25 Std. 18 Min. (6.–7. 8. 1961), Flugstrecke 703 000 km.

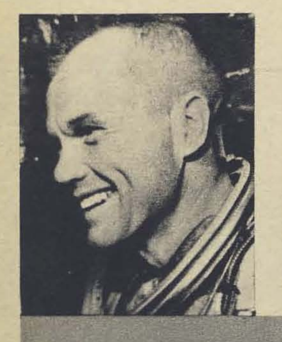
Andrijan Nikolajew
Start am 11. August 1962 auf „Wostok 3“; 64 Erdumkreisungen, Flugdauer 95 Std. (11.–15. 8. 1962), Flugstrecke 2 640 000 km.

Pawel Popowitsch
Start am 12. August 1962 auf „Wostok 4“; 48 Erdumkreisungen, Flugdauer 71 Std. (12.–15. 8. 1962), Flugstrecke 1 980 000 km.



Stelldichein der Kosmonauten








USA

John Glenn
Start am 20. Februar 1962 auf „Friendship 7“; 3 Erdumkreisungen, Flugdauer 4 Std. 56 Min., Flugstrecke 129 000 km.

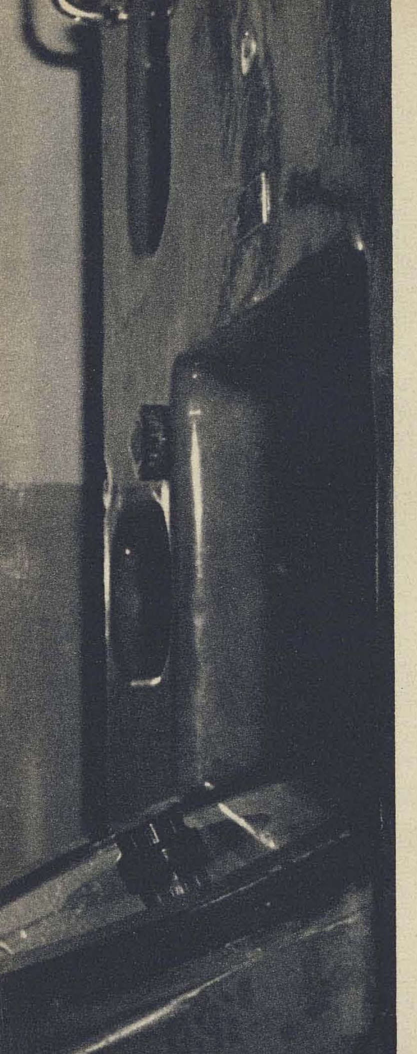
Scott Carpenter
Start am 24. Mai 1962 auf „Aurore 7“; 3 Erdumkreisungen, Flugdauer 4 Std. 56 Min., Flugstrecke 129 000 km.

Walter Schirra
Start am 3. Oktober 1962 auf „Sigma 7“; 6 Erdumkreisungen, Flugdauer 9 Std. 13 Min., Flugstrecke 259 000 km.

Gordon Cooper
Start am 15. Mai 1963 auf „Faith 7“; 22 Erdumkreisungen, Flugdauer 34 Std. Flugstrecke 920 000 km.

Hydroakustische Wache





Stabsmatrose Rehe ist ganz Auge und Ohr. Auf den Hydrogasten muß sich der Kommandant verlassen können. Es ist seine rechte Hand bei der U-Boot-Jagd.

eröffnen

Der Kommandant nimmt das Glas von den Augen. „265° steuern!" Der Rudergast quittiert und meldet nach Sekunden — „265° liegen an." Die U-Boot-Jagdgruppe fährt in Dwarslinie. Prüfend huscht der Blick des Kommandanten über die Maschinentelegrafen. Das Schiff liegt ruhig in der See, kraftvoll teilt der Bug das Wasser, rhythmisch stampfen die Maschinen. Vor etwa 30 Minuten war die hydroakustische Wache eröffnet worden. Über dem HBS (Hauptbefehlsstand) weht die Flagge „blauweiß" halb. In der Brücke, an der hydroakustischen Station hockt Stabsmatrose Rehe. Die rote Lampe schimmert, das Zeichen, daß der Suchkopf ausgefahren ist. Schnell hatte er das Drehmeldesystem abgestimmt und die Reichweite gemeldet. Jetzt bewegt er langsam das Handrad. Der Zeiger pendelt gemächlich im Suchsektor. Aber nur der Echoton, gleichbleibend, bald ermüdend, hängt zwischen den Matrosen. Die U-Bootfahrer der Baltischen Rotbannerflotte sind auch nicht ohne, sie machen es den „U-Jägern" nicht leicht. Und Obermatrose Rehe hatte sich doch einiges vorgenommen, gibt er doch in diesen Tagen sein Finale. Vor drei Jahren war der Schlosser und noch zwei Kameraden der GST-Seemannschaft Döbeln an die Küste gekommen, seit dieser Zeit fährt er als Hydrogast, sozusagen ein alter Hase. Aber hatten ihn in seiner Fahrenszeit nicht auch schon Fehlkontakte genarrt? Über das Grundecho konnte er schon Lieder mit etlichen Strophen singen. Auch die U-Bootfahrer hatten ihre Spezialitäten. Schon eine Kalziumpatrone, vom U-Boot ausgestoßen, kann den Hydroakustiker auf eine falsche Fährte bringen. Auf sein Gehör muß man sich schon verlassen können. An der Höhe des Echotons kann ein versierter Hydrogast grob den Kurswinkel des U-Bootes feststellen. „Suchen Sie im Sektor symmetrisch 110°!" lautet der neue Befehl den Leutnant Engelmann, der Kommandant, ihm gibt. Obermaat Fraikin blickt zur Borduhr, schreibt den Befehl ins Manöverblatt. Er, der FDJ-Sekretär, fährt



Die befohlene Position ist erreicht. Die Ultraschall-Ortungsgeräte werden eingeschaltet. Die U-Boot-Jagdgruppe sucht in ihren Sektoren nach dem Unterwassergegner.

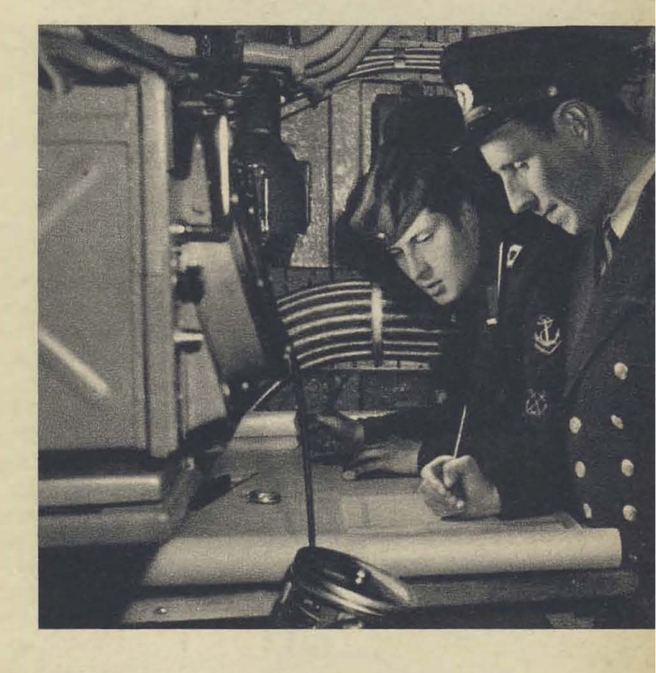


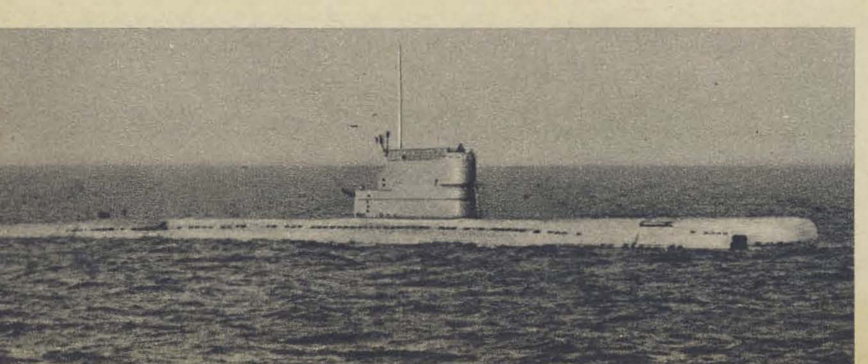
Am Ablaufgerüst sind die Bomben klar zum Wurf. In Bruchteilen von Minuten können sie verschwinden und Wassersäulen in den Himmel werfen.

Im GA I dominieren die Seekarte, der Zirkel, das Lineal, nötige Utensilien für die U-Boot-Jagd. Obermaat Fraikin fühlt sich ihnen zugehörig.

Hydroakustische Wache eröffnen

als Obersteuermann im GA I. „Kontakt, rechtweisend 23°", meldet Stabsmatrose Rehe. In der Brücke ist jeder hellwach. Der Kommandant befiehlt die Zielausdehnung und Bewegungsrichtung festzustellen. Das Ziel wandert nach steuerbord, aber Stabsmatrose Rehe hält den Kontakt. Jede halbe Minute hört der Kommandant die Peilung, die Distanz, den GEU (Gesamtentfernungsunterschied). Unterdessen hasten alle Matrosen auf ihre Gefechtsstationen. In der Vorder- und Achterwaffe sitzen die Artilleriegasten. Am Wasserbombenablaufge-





Die Matrosen auf dem U-Boot der Rotbannerflotte hatten etwas auf dem Rohre. Unsere Matrosen mußten höllisch aufpassen. Doch profitiert haben sie alle davon.

rüst, dort, wo die „schwarzen Zylinder“ ruhen, blicken zwei Augenpaare gespannt zum HBS. Wenn auch heute keine Wasserbombe im weißen Schaum am Heck verschwinden wird, die Konzentration der Sperrgasten ist gefragt. Auf dem Signaldeck weht „blauweiß“ vor. Der Kommandant bestimmt die Manöverelemente. „Erste Peilung, Achtung — Null!“ Die Stoppuhr des Obersteuermanns läuft. „Peilung 71°, Distanz..., GEU 10, Echoton wird höher!“ Der Kommandant beflehlt die zweite Peilung. Zahlen schwirren durch die Sprechanlage. Während sich im GA I das Manöverblatt füllt, hat Leutnant Engelmann den Kurswinkel und die Geschwindigkeit des U-Bootes ermittelt. Das Schiff geht auf Angriffskurs. Die Maschinentelegrafen schrillen, das Schiff vibriert, die Maschinen laufen mit hoher Drehzahl. Unterdessen hat der Kommandant auch die Bombendistanz errechnet. Er hat sich für den Heckangriff entschlossen. „Erste Bombe klar zum Wurf!“ tönt es durch die Sprechanlage. Es können nur noch Sekunden sein, die Nerven der Matrosen sind zum Zerreißen gespannt. Endlich das erlösende Kommando: „Bombe Wurf!“ In der kochenden See am Heck detonieren die Knallkörper. An den Geräuschen können die Männer im U-Boot exakt registrieren, ob der Angriff erfolgreich war. Und das Wort der Matrosen unserer U-Boot-Jagdgruppe hatte schon Gewicht. Sie hielten den Kontakt, sie fuhren 18 Angriffe, sie buchten 16 Treffer — so zählten es ihre Waffenbrüder von der Baltischen Rotbannerflotte im U-Boot. Sein Scherflein dazu gab auch der Hydrogast Rehe. Aber auch für die jungen Matrosen, die heute für ihn an Bord sind, wird der Befehl „Hydroakustische Wache eröffnen“ immer Verpflichtung sein.

M. Berghold



In Kiellinie laufen die Schiffe ab. Die Wachstunden stecken in den Beinen, die Augenlider sind gerötet. Aber jedem Matrosen ist es bekannt, im System der U-Boot-Abwehr gibt es keine Lücke.

Das große Umdenken



VON HERBERT STÖSSLEIN

Als Überlebende der großen Schlacht an der Wolga · kamen wir Ende Januar 1943 in das Kriegsgefangenenlager nach Susdal.
Unter den deutschen Stabsoffizieren, die dort untergebracht waren, herrschte in den ersten Wochen eine seltsame Atmosphäre. Man hätte wohl viel zu fragen gehabt, man wollte sich auch aussprechen, aber keiner drang bis in das Wesen der Dinge vor. Vor allen Dingen wurde keine Frage nach dem Sinn des schrecklichen Erlebens von Stalingrad gestellt und noch viel weniger gültig beantwortet. Man hatte Angst vor der Frage, weil sie zu einer Antwort verpflichtete. Allerdings, wer – wie einige wenige – sich für die Nachrichten interessierte, der konnte schon ahnen, daß Stalingrad die Wende des Krieges bedeutete und dieses Ereignis von jedem eine Stellungnahme erforderte. Mitten in diese Atmosphäre der Betäubung platzte ein Besuch aus Moskau, ein deutscher Besuch. Ihm gehörten u. a. an der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Pieck und der Dichter Johannes R. Becher. Der Besuch brachte Unruhe, weil er die Fragen aller Fragen stellte: Wollt ihr, deutsche Kriegsgefangene, zusehen, daß der verlorene Krieg zum Schaden des deutschen Volkes weitergeführt wird, oder wollt ihr Deutsche mit uns Deutschen zusammen mithelfen, daß Hitler gestürzt und das sinnlose Sterben und Leiden beendet wird? Kaum einer von uns hatte zwar je mit einem Kommunisten gesprochen, aber wir hatten ganz feste Bilder von ihnen, verzerrte, zusammengelogene, völlig entstellte.

Wir waren uns bisher immer sehr klug vorgekommen, ziemlich gebildet, aber jetzt merkten wir, daß wir die deutsche Geschichte nicht begriffen hatten und nicht die deutsche Politik; wir waren primitiv, weil einseitig gewesen in der Einschätzung dessen, was in Deutschland und in der Welt vor sich ging. Dafür hatte uns Stalingrad die Quittung ausgestellt, und jetzt begann es uns zu dämmern, warum es dazu gekommen war, warum es dazu kommen mußte. Vorträge deutscher und sowjetischer Politiker und Geschichtsprofessoren machten uns manches klar. Aber es dauerte Wochen, die Diskussionen mündeten in Einzelgespräche, tagelang, die Nächte hindurch; und schließlich fuhren wir in ein Kriegsgefangenenlager in Krasnogorsk in der Nähe von Moskau. Wir, das waren schon nicht allein deutsche kommunistische Emigranten, die Hitler aus der Heimat vertrieben hatte, eben weil sie Antifaschisten waren und gewußt hatten, Hitler – das ist der Krieg, das ist das Verderben für das deutsche Volk, – sondern das waren auch kriegsgefangene deutsche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. So kam es am 12. und 13. Juli 1943 zur Gründung des Nationalkomitees „Freies Deutschland" im Rathaus der Stadt Krasnogorsk. Die Versammelten beschlossen ein „Manifest des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland' an die Wehrmacht und an das deutsche Volk".[1]

Das Komitee war gegründet; nun mußte es an die Arbeit gehen. Allerdings hatten die meisten von uns Offizieren und Soldaten noch nie politisch gearbeitet. Wenn wir auch wußten, *was* wir wollten, nämlich die anderen Kriegsgefangenen für die Bewegung „Freies Deutschland" gewinnen und in die kämpfenden Truppen hineinrufen, daß der ohnehin verlorene Krieg beendet werden müsse, so wußten wir doch nicht, *wie* das zu bewerkstelligen war. Hier halfen uns die alten Antifaschisten wie z. B. Karl Maron. Unter ihrer Anleitung gaben wir allwöchentlich die Zeitung „Freies Deutschland" heraus, die in den Kriegsgefangenenlagern, in Deutschland selbst und auch in den Ländern der Anti-Hitler-Koalition vertrieben wurde. Ich arbeitete am Sender „Freies Deutschland". Hier halfen uns die Genossen Anton Ackermann, Alfred Kurella, Hans Mahle und Gustav von Wangenheim. Die Arbeit

[1] **Siehe „Sie kämpften für Deutschland", Deutscher Militärverlag 1959, S. 146**

des NKFD blieb nicht auf Zeitung und Rundfunk beschränkt. Da mußten Bevollmächtigte an die Front entsandt werden, um über die Linien hinweg mit Lautsprechern und Flugblättern an die Wehrmacht heranzukommen; da wurden Beauftragte und Delegationen ausgewählt, um in den Kriegsgefangenenlagern die Ziele des Komitees zu verkünden und Anhänger zu gewinnen. Wir hielten uns bei dieser Propagandatätigkeit an das Manifest und die taktische Hauptlosung, die vom ZK der KPD ausgearbeitet worden war und der veränderten Lage des Krieges von Ende 1943 bis Mai 1945 entsprach: „Einstellung der Kampfhandlungen und Übertritt auf die Seite des NKFD." Eine überaus wichtige Rolle spielten auch die einzelnen Kommissionen des NKFD (Kommission für Volksbildung, Wirtschaft usw.), die sich mit konkreten Aufgaben der zukünftigen demokratischen Umwälzung in Deutschland befaßten.

Anfangs war uns diese Tätigkeit sehr ungewohnt. Wir selbst mußten ja auch noch in vielen Dingen umdenken. Aber stets standen uns die Genossen der KP mit Rat und Tat zur Seite. Da war Walter Ulbricht, der uns in manchem rätselhaft erschien. Für ihn gab es keine objektiven Schwierigkeiten. So kam er eines Tages in ein Zimmer, wo ich gerade arbeitete, und erklärte mir ohne alles Drumherumreden und ohne nähere Begründung: „Sie fahren morgen mit mir und einigen anderen in ein Lager im Ural." Man muß sich das einmal vorstellen: 3000 km! Zugverkehr unregelmäßig oder streckenweise gar nicht! Verpflegung für einige Wochen im Rucksack mitnehmen! Ich sah zunächst nur die Schwierigkeiten. Aber anderntags zogen wir los. Und wir kamen hin! Eine Woche, Tag und Nacht, dauerte diese Reise. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch eines anderen Erlebnisses mit ihm. Etwa 35 km von Moskau entfernt fand im Winter 43 eine Tagung des NKFD statt. Am Morgen des entsprechenden Tages kamen die Mitglieder des NKFD, die in Moskau wohnten, mit Zug oder PKW an. Walter Ulbricht war nicht unter ihnen, obwohl er sein Erscheinen zugesagt hatte. Er kam kurze Zeit später und entschuldigte sich damit, daß er diesen Weg von Moskau bis hierher zu einem ausgiebigen Skilanglauf im Morgengrauen ausgenutzt habe. Immerhin war Walter Ulbricht damals schon 50 Jahre alt. Er duschte sich und begann die Tagung so, als ob er gerade vom Frühstückstisch aufgestanden sei. Was uns aber im Umgang mit solchen bewährten Kommunisten wie Wilhelm Florin, Walter Ulbricht und Anton Ackermann immer wieder am meisten verwunderte, war, daß diese Genossen unabhängig voneinander immer die gleichen, präzisen Antworten auf unsere Fragen gaben. Zum Beispiel stellten wir einmal dem Genossen Wilhelm Florin die Frage, ob diese Bündnispolitik der KP, diese Einbeziehung von uns bürgerlichen Leuten in die Kampffront gegen Hitler und für ein neues demokratisches Deutschland nicht nur eine geschickte Taktik der KP, eine vorübergehende Erscheinung bis zu dem Zeitpunkt sei, an dem Hitler geschlagen ist. Der Hintergedanke unserer Frage war natürlich die Meinung, daß man uns dann abservieren würde. Wilhelm Florin beantwortete uns auf Anhieb diese Frage in dem Sinne, wie sie durch die heutigen Tatsachen in der DDR praktisch bestätigt ist. Aber wir fragten – mißtrauisch wie wir waren – wenige Stunden später auch den Genossen Ackermann danach. Er gab die gleiche, präzise Auskunft. Wir fragten wieder andere – immer dasselbe. Und so erging es uns in vielen anderen Fällen. Wir politischen Neulinge fragten uns, wie ist das möglich? Ist das ein abgekartetes Spiel? In Monaten und Jahren aber lernten wir, was es bedeutet, eine wissenschaftliche Weltanschauung zu besitzen und darauf gründend bei allen Fragen und Problemen des täglichen politischen Geschehens die richtige Orientierung zu haben. Mit jedem Gespräch mehr erwiesen sie sich uns als Deutsche, denen es um Deutschland ging, als Menschen mit Herz und Verstand, mit einem unbeugsamen Willen, unser Vaterland zu retten, mit umfangreichem Wissen und mit großen Erfahrungen. In ihrer Person wurde uns klar, mit welchem Recht und mit welcher großen Berechtigung die Arbeiterklasse und an ihrer Spitze ihre marxistisch-leninistische Partei zur Führung der Nation berufen ist. Wir begriffen, daß die Sache der Arbeiterklasse die Sache der ganzen Nation ist, also auch unsere Sache.

NATIONALKOMITEE

Freies Deutschland

BUND DEUTSCHER OFFIZIERE

Die Tatsachen strafen das OKW Lügen

Das OKW bestreitet, daß deutsche Generale und Offiziere in der Bewegung „Freies Deutschland" gegen Hitler und seinen verbrecherischen Krieg kämpfen, und zwar weist das OKW darauf hin, daß „die Mehrzahl dieser Männer, wie die Nachforschung nach ihren Personalien ergeben hat, sehr gut beurteilt wird". Namentlich werden dabei aufgeführt: Major (Ing.) Hetz, Major (Ing.) Stößlein, Hauptmann Dr. Hadermann u. a. (Siehe „Mitteilungen für das Offizierkorps", Sondernummer Oktober 1943.)

Die Offiziere Hetz, Stößlein und Hadermann antworten darauf:

„Unsere Kameraden sowie alle deutschen Offiziere und Soldaten erhalten durch diese uns von der höchsten Wehrmachtstelle ausgestellte Charakteristik eine neue Bestätigung dafür, daß sie jedem unserer Worte den vollen Glauben schenken und sich im Kampf für das freie Deutschland ohne Hitler unserer Führung vertrauensvoll unterstellen können."

Kameraden! Auch Euer Platz ist auf seiten des Nationalkomitees!

Es ist die junge lebendige Kraft, die dem deutschen Volke den einzigen Weg zur Rettung zeigt. Darum – weg von Hitler! Alle zu uns!

Hitler muß fallen, damit Deutschland lebe!

U.B. *(von links nach rechts)*: die Mitglieder des Nationalkomitees und des Bundes Deutscher Offiziere Major STOSSLEIN, Hptm. Dr. HADERMANN und Major HETZ (Vizepräsident des N.K.) bei der Lektüre der Sondernummer der „Mitteilungen für das Offizierkorps".

136

Damit hatten wir aber noch lange nicht das Wesen einer nationalen und demokratischen Politik in allen Einzelheiten erfaßt.
Eines Tages, es war gegen Ende des Hitlerkrieges, wurden uns, die wir im Nationalkomitee vornehmlich am Sender und an der Zeitung „Freies Deutschland" beschäftigt waren, zwei junge kriegsgefangene Offiziere zugeführt. Wir sollten sie, nachdem sie sich zur Bewegung „Freies Deutschland" entschlossen hatten und in den Kriegsgefangenenlagern schon tüchtig politisch gearbeitet hatten, zu antifaschistischen Journalisten machen. Nach kurzer Zeit ging uns jedoch die Geduld aus, wir hielten ihr politisches Verständnis und ihre Allgemeinbildung für zu gering. Damit fand sich Walter Ulbricht nicht ab. Er machte uns klar, daß das erste Erfordernis politischer Arbeit Geduld und Beharrlichkeit heißt, daß die Menschen gewonnen werden müssen, will man Erfolg haben, und daß wir das neue Deutschland mit jenen Menschen aufbauen müssen, die uns der Faschismus hinterlassen hatte, und nicht mit Wunschbildern von Demokraten und Antifaschisten. Und siehe da, aus den beiden, nämlich Dr. Dengler und Prof. Dr. Felix Gensen, die wir als „unfähig" abgelehnt hatten, wurde später der sehr bekannte Journalist und Politiker in unserer Deutschen Demokratischen Republik und der Professor an einer unserer sozialistischen Hochschulen.
Wir kannten uns auch nicht in den Erfordernissen politischer Auseinandersetzungen und klärender Diskussionen aus. Es war auf einer Tagung des Nationalkomitees. Ich saß mit Wilhelm Pieck an einem Tisch. Ein Mitglied des Nationalkomitees, ein Offizier, trat mit einer Rede auf, die in manchen Punkten der Richtigstellung bedurfte. Ich flüsterte Wilhelm Pieck zu, daß ich anderer Meinung sei. Er stimmte mir zu und forderte mich auf, mich zum Wort zu melden. Ich schwieg jedoch nach dem Motto: vielleicht besorgt das ein anderer. Ich hatte noch nicht begriffen, daß jeder für seine politische Meinung öffentlich einzustehen hat, weil eine fruchtbare Auseinandersetzung nur so zustande kommt. Außerdem war ich unsicher und wollte mich nicht blamieren. Da wurde es Wilhelm Pieck zu viel, er trat unter dem Tisch kräftig auf meinen Fuß und brachte mich so, buchstäblich angestoßen, zu meiner ersten unvorbereiteten kurzen Rede vor einem politischen Gremium.
Natürlich mußte sich die Arbeit über den Sender und in der Zeitung auch auf den unmittelbaren Kontakt mit denjenigen stützen, für die die Zeitung und die Sendungen gedacht waren. Das heißt, die Mitglieder der Redaktion nahmen an Delegationen teil, die in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern den politischen Kampf unterstützten.
Ich entsinne mich noch sehr gut einer Reise in ein großes Offizierslager in der Nähe des Ural, das in einer mehrere Tage währenden Schiffsreise auf der Wolga erreicht wurde. So schön die Fahrt war, so schwierig waren die Auseinandersetzungen in diesem Lager. Hier hielt sich der Faschismus ziemlich hartnäckig. Die fortschrittlichen Kräfte versuchten deshalb, die Flucht nach vorn anzutreten und verlangten in einer Resolution, daß ihnen Waffen gegeben werden, um an der Seite der Sowjetarmee zu kämpfen. Aber viel wichtiger war es doch, Menschen für die Ideen des Nationalkomitees zu gewinnen, Menschen, mit denen man ein neues Deutschland errichten konnte; wir mußten gerade das tun, wozu nur wir in der Lage waren, wir mußten helfen, den Schutt aus den Gehirnen unserer Landsleute zu entfernen, den Schutt, den das Hitlerreich zurückgelassen hatte.

Wenn man vom heutigen Standpunkt auf diese Tätigkeit des Nationalkomitees in den Kriegsgefangenenlagern zurückblickt, oder an die Arbeit der von deutschen Kommunisten geleiteten Antifaschulen, so kann man mit Fug und Recht behaupten, daß ohne die große politische Bildungsarbeit, daß ohne die politischen Auseinandersetzungen, die oft sehr hart waren, der Aufbau des antifaschistischen deutschen Friedensstaates ungleich schwerer und langwieriger gewesen wäre. Zehntausende deutsche Soldaten wurden so zu Antifaschisten und Demokraten erzogen und viele von ihnen wurden zu Marxisten-Leninisten.

In meinen damaligen Gesprächen mit Überläufern erfuhr ich immer wieder, daß sie von einem bestimmten Zeitpunkt an versucht hatten unsere Rundfunksendungen abzuhören. Das hat sie darauf vorbereitet, sich in Kriegsgefangenschaft zu begeben. Unsere Zeitung und unser Sender haben ihnen die Angst genommen. Sie erfuhren so, daß auf der anderen Seite auch Deutsche sind, die von den „Bolschewisten" nicht erschossen wurden, sondern im Gegenteil die Möglichkeit erhielten, *deutsche* Politik zu machen.

So etwas hatte es noch nie gegeben, daß der deutsche Militarismus noch während des Krieges in größerem Umfange hohe und höchste Offiziere und Soldaten abbuchen mußte. Das wesentliche dabei war, daß sie den Kampf gegen Hitler nicht als irgendeine Fraktion des gleichen Militarismus aufnahmen, sondern daß sie den entscheidenden Schritt vom Militarismus auf die Seite der konsequenten antimilitaristischen Kraft, auf die Seite der Arbeiterschaft und ihrer Partei taten. Diese Erfolge waren ein Ausdruck dafür, daß die auf der Brüsseler Parteikonferenz der KPD von 1935 ausgearbeitete und 1939 in Bern präzisierte und erweiterte Politik der antifaschistischen Volksfront geeignet war, allen Kräften des deutschen Volkes eine Perspektive zu geben, und den Zusammenschluß aller Hitlergegner zu fördern.

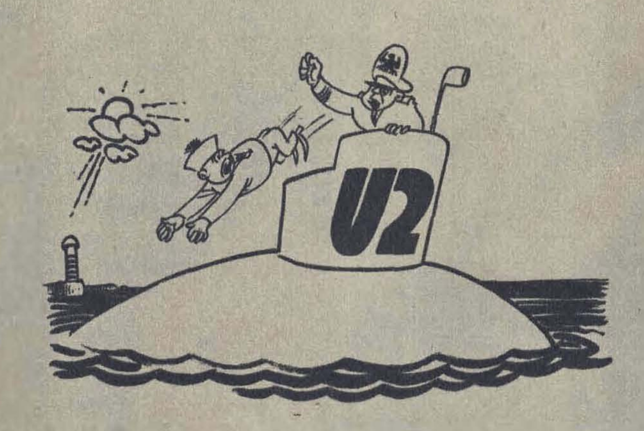
In der letzten Ausgabe der Zeitung „Freies Deutschland" schrieb der Präsident des Nationalkomitees, der deutsche Dichter Erich Weinert: „Die Gründung des Nationalkomitees im Juli 1943 war ein Schritt von großer Bedeutung für ein künftiges Deutschland. Der Zusammenschluß von Deutschen verschiedener Weltanschauung und aller sozialen Schichten, die sich auf ein nationales Programm einigten, war ein in der deutschen Geschichte unerhörtes Ereignis ... Was dieser Einigkeit ihre historische Bedeutung verlieh, war, daß sie bereits im Prozeß ihrer Herstellung als Keimform einer neuen und wahrhaften Volksgemeinschaft sich erwies, aus der nach der Hitlerkatastrophe allein ein neues Deutschland entstehen kann."



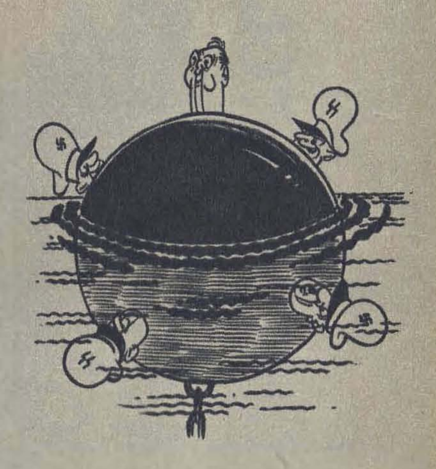


Der alte Mann und das Meer

Von Hitler laut Testament zum Nachfolger befördert, vom Nürnberger Gericht laut Urteil ins Kriegsverbrechergefängnis befördert — das **war** Dönitz, der Nazi-U-Boot-Chef. Aber was **ist** Dönitz? Ein Greis, zu senil, um nicht närrisch zu sein? Ein Narr, zu harmlos, um ihm die Narrenfreiheit nehmen zu müssen? In Kiel war er Ehrengast eines U-Boot-Fahrer-Treffens.



„Ich mustere ab – bin nämlich abergläubig!"



„Mit dem Zünder muß es doch endlich zum Knall kommen."

„Den Höhepunkt des Abends bildete die Ansprache unseres Großadmirals", heißt es in einem Pressebericht. „Unser Großadmiral" — das ist Dönitz also noch immer für die Krieger a. D. „Unser Großadmiral" — das ist Dönitz aber auch schon wieder für die Krieger i. D. Die Möwen krächzen es am Nord- und Ostseestrand zwischen Emden und Lübecker Bucht, daß in der Bundesmarine der Dönitz-Kult seine Blüten treibt. Und so ist es auch nicht verwunderlich, daß außer Dönitz auch die Bundesmarine-Admirale Kähler, Löscher und Rösing gefeierte Ehrengäste des „U-Boot-Fahrer-Treffens" waren. — Wir wollen unseren Lesern den „Höhepunkt des Abends" nicht vorenthalten. Wir haben uns jedoch erlaubt, der Dönitz-Rede, die der Wahrheit Gewalt antat, eine veränderte Fassung zur Seite zu stellen, die der historischen Wahrheit entspricht.

Was Dönitz sagte, als er die Wahrheit vergewaltigte:

Als 1939 der Krieg ausbrach, war die deutsche Marine nur ein Torso, ein in keiner Hinsicht kriegsbrauchbares Instrument. Wir hatten zum Beispiel nur einige wenige atlantikfähige U-Boote: So mußten wir mit unzureichenden Kräften gegen eine gewaltige Übermacht losschlagen.
Ihr habt wie die Löwen gekämpft, eure Erfolge waren einmalig. Doch als die Zahl unserer U-Boote im Frühjahr 1943 endlich fühlbar größer geworden war, war es zu spät, noch die Entscheidung zu unseren Gunsten herbeizuführen. Im Mai 1943, nach 3½ Jahren eines harten Kampfes, trat hauptsächlich durch die Erfindung der Radar-Ortung auf kurzer Welle die Wende ein.
Von da ab begann für euch der schwerste

Was Dönitz gesagt hätte, würde er die Wahrheit lieben:

Als wir 1939 den Krieg vom Zaune brachen, war die deutsche Marine ein Torso, ein in Hinsicht auf unsere Englandpläne noch nicht voll kriegsbrauchbares Instrument. Wir hatten zum Beispiel nur wenige[1] atlantikfähige U-Boote, weil meine Forderung nach mindestens 300 U-Booten für den Handelskrieg gegen britische Frachter nicht genügend akzeptiert worden war. So mußten wir mit unzureichenden Kräften gegen eine gewaltige Übermacht losschlagen.
Ihr habt wie die Wolfshunde gekämpft, um die letztliche Unterschätzung des Gegners durch die Führung auszugleichen. Doch als die Zahl unserer U-Boote im Frühjahr 1943 endlich fühlbar größer geworden war, war es zu spät, die Entscheidung zu unseren Ungunsten noch länger hinausschieben zu können. Im Mai 1943, nach 3½ Jahren eines verlustreichen Kampfes, trat hauptsächlich durch die nach Stalingrad immer vernichtender werdenden Schläge der Sowjetarmee, die uns zum Einsatz aller Reserven im Osten zwangen, die Wende ein.

[1] 22



„Wind brauche ich und keinen Sturm!"


„Kennste den Witz: Als die Nazis noch die deutsche Armee befehligten . . ."
„Ha, ha, ha, ist doch kein Witz, ist ja heute noch in Westdeutschland Tatsache!"

Kampf. der Opfergang für das deutsche Volk. der nun notwendig war, um die unermeßlichen Kräfte des Gegners, die durch den U-Boot-Krieg gebunden waren. draußen im Vorfeld des Atlantik und der Nordsee festzuhalten . . .

So war. meine lieben Kameraden. euer Opfergang in den letzten Kriegsjahren notwendig und nicht vergebens. Daß ihr in selbstlosem Soldatentum diesen schweren Kampf auf euch genommen habt, ist der gefallenen Kameraden und euer höchster Ruhm.

Daß ihr in immer wiederholter Selbstüberwindung bis in die Bitterkeit der Niederlage hinein euren Kampfauftrag erfülltet. zeigt. daß es auch eine geistige und seelische Gemeinschaft zwischen kämpfender U-Boot-Front und U-Boot-Führung gegeben hat . . . Es gehörte dazu endlich die Gewißheit. daß die Härte des Krieges den Kampfauftrag notwendig machte.

Inzwischen sind die Jahre nach dem Kriege vergangen. Unsere seestrategische Lage und unsere Verteidigungsaufgaben sind heute anders als damals.

Wir wissen heute auch von der menschlichen und politischen Schuld der damaligen Staatsführung. Wir wissen aber auch. daß wir in gutem Glauben und mit sauberen Händen soldatisch anständig für unser Volk gekämpft haben. und daß die soldatische Opferbereitschaft für diesen Zweck ihren sittlichen Wert immer gehabt hat und behalten wird.

Wir alten Soldaten haben den Krieg nicht gemacht, schon gar nicht in der Schwäche unserer Marine 1939. Wir haben ihn trotzdem zu bestehen gehabt. Heute hoffen wir. daß die furchtbare Vernichtungskraft der modernen Waffen die Menschheit von der Notwendigkeit überzeugen wird, den Krieg für alle Zeiten zu ächten. Erhalten wir uns in aller Bescheidenheit diesen alten, opferbereiten Geist. den Geist, der unsere U-Boot-Waffe prägt. Erhalten wir uns diese seelische Selbstlosigkeit. und geben wir so ein Beispiel. Nicht besser können wir unserem Volke dienen.

Von da ab begann für euch der schwerste Kampf. der Opfergang für das deutsche Kapital. um den unermeßlichen Kräften des Gegners, die durch die Überreste des U-Boot-Krieges nicht mehr zu verwunden waren. draußen im Vorfeld des Atlantik und der Nordsee aussichtslose Gefechte zu liefern[1] und die gesetzmäßige Niederlage noch hinauszuschieben.

So war, meine lieben Kameraden, euer Opfergang in den letzten Kriegsjahren nicht notwendig und vergebens. Daß ihr in blindem Gehorsam diesen selbstmörderischen Kampf auf euch genommen habt, brachte mir das höchste Lob des Führers und die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Kriegsmarine ein.

Daß ihr in alter Gewohnheit bis in die Bitterkeit der Niederlage hinein meine Durchhaltebefehle befolgtet. zeigt, daß es der U-Boot-Führung gelungen war. die U-Boot-Front zu einer faschistischen Elitetruppe zu erziehen . . . Es gehörte dazu endlich der auch von mir bis zuletzt genährte Irrglaube, daß Großdeutschlands Sendung den Kampfauftrag notwendig machte.

Inzwischen sind die Jahre nach dem Krieg vergangen. Unsere seestrategische Lage ist wesentlich ungünstiger als damals, unsere Angriffsaufgaben sind aber die gleichen, wenn auch mit der Hauptstoßrichtung Osten.

Wir weisen heute alle Schuld der damaligen unmenschlichen und politischen Staatsführung Hitler zu. Wir wissen aber, daß wir den U-Boot-Krieg am 4. September 1939 mit der warnungslosen Versenkung des englischen Passagierdampfers „Athenia" begannen. Wir wissen also, daß wir in sturem Glauben und mit blutbefleckten Händen gekämpft haben und daß die Bereitschaft, anderen und unserem Volk Opfer zuzufügen, für unseren Zweck ihren sichtlichen Wert gehabt hat und für uns behalten wird.

Wir alten Admirale vom OKW haben den Krieg mitgeplant und gemacht, obwohl unsere Marine 1939 noch nicht fertig war. Wir sind trotzdem noch einmal davongekommen. Heute hoffen wir, daß die furchtbare Vernichtungskraft der modernen Waffen in die Hände der Bundeswehr kommt und die Menschheit von der Notwendigkeit überzeugen wird. daß wir für alle Zeiten unsere Ansprüche erfüllt kriegen. Erhalten wir uns in allem Elitestolz diesen alten, Opfer bereitenden Geist, den Angriffsgeist, der unsere U-Boot-Waffe prägt. Erhalten wir uns diese selbstherrliche Seellosigkeit und geben wir so ein Beispiel. Nicht besser können wir diesem Staat dienen.

[1] In sein Kriegstagebuch schrieb Dönitz am 1. Januar 1944: „Erfolgsaussichten sind jetzt nur noch in geringem Maße vorhanden. die Aussichten. nicht von Feindfahrt zurückzukehren. demgegenüber sehr groß."



Soweit der Kriegsverbrecher Dönitz, was er sagte und was er dachte. Seine Rede enthielt aber auch diesen Satz: ‚Wir alle haben dazugelernt und uns fortentwickelt." Vielleicht ist dies seine ehrliche Überzeugung? ‚Diesmal wird uns kein Hitler hineinreden. und die Amerikaner gehen mit uns auf große Fahrt, und da wird unser Schiff schon nicht untergehen.' Vielleicht denken die Dönitz a. D. und i. D., damit die Lehre der Geschichte gezogen zu haben. Die Antwort darauf: Sie haben nichts Wesentliches hinzugelernt und nichts Wesentliches vergessen! Die große Lehre der Geschichte kann doch nur heißen: Mit dem Sozialismus anzubinden. ob zu Lande, in der Luft oder zu Wasser, führt unweigerlich zum Untergang, und heute noch schneller denn gestern.

OTA PAVEL

Fußballalltag bei Dukla Prag

Das kleine Dukla-Stadion ist mein zweites Zuhause. zum Training der Spieler lasse ich selbst meine treue Schreibmaschine und das sonnendurchflutete Zimmer mit den tausend Souvenirs aus aller Welt. namentlich jedoch von der Dukla-Reise nach Amerika. schnöde in Stich.
Training in Sarka.
Tapp — tapp — tapp. Zuerst wird gemächlich gelaufen. Durch den schadhaften Gartenzaun hat ein Junge einen alten Gummiball geworfen. Er ist schmutzig und zerschunden. Dvorak entdeckt ihn und tritt ihn in die Luft. und Cadek, im Laufen. stoppt ihn. Wir haben einen Ball! Den Ball, den man uns für heute nachmittag untersagt hat. Als Fußballspieler hatten wir immer einen gewissen Widerwillen gegen den Lauf. auch wenn wir nur zu gut wissen. daß er den Waden und Schenkeln. der Lunge. dem Herzen und dem Gehirn Kraft gibt. Vorn schimpft Vladimir Mirka, der Trainer für Leichtathletik: „Zum Donnerwetter. kommt doch schon!"
Oberhalb des Sarka-Baches laufen am Hang mehrere Pfade durcheinander. Auf ihnen traben in auseinandergezogener Reihe die Spieler, einer hinter dem anderen. Man spürt den Berg bereits in den Beinen. das Herz schlägt wie zum Alarm und den Lungen scheint ihr Umfang nicht auszureichen. Mirka ist erbarmungslos.
Nach einer Viertelstunde tönt durch das Wäldchen wiederum das bekannte Tappsen: an der Spitze erscheint Mirka, ihm folgen Novak, Pluskal, Urban. Dvorak und Vacenovsky. Sie sind in Schweiß gebadet. und die ganze lange Reihe grinst nicht mehr, sondern die Nachhut schimpft auf das schnelle Tempo und ruft Mirka zu: „Du machst uns ja zu Hirschen!"
Pepik Vacenovsky ist schnell wie dieser angedeutete Hirsch. er läuft voran und fletscht ein wenig die Zähne. Die Jungen laufen mit keinem Lächeln auf den Lippen. wie es billigerweise manchmal gesagt und geschrieben wird. Sie fluchen und wollen sich vielleicht etwas Erleichterung verschaffen. Doch jeder von ihnen will besser und schneller sein. will sich in der Dukla-Elf halten und auch in jenem Kollektiv, das den Nationaldreß mit dem Löwen trägt. Das steckt in ihnen. davon wird nicht gesprochen. aber es herrscht ein gesunder Wettbewerbsgeist.

Der Lauf und die neue Spielweise haben den alten Fußball in einen neuen Fußball verwandelt. Der englische Trainer Winterbottom zählte mit der Stoppuhr in der Hand. daß der Spieler während eines Kampfes den Ball nur drei. höchstens vier Minuten am Stiefel hat und die andere Zeit der neunzig Minuten läuft. Deshalb auch absolvieren die Spieler wöchentlich zweimal ein Leichtathletiktraining.



Tor!

Die Liebe zum Ball jedoch ist unermeßlich, so daß die Jungens sich nach ihrer Rückkehr aus Sarka auf ihn stürzen, als hätten sie ihn einen Monat lang nicht gesehen. Ohne Anweisung des Trainers tragen sie auf dem kleinen Handballfeld ein Spiel „Alte gegen Junge“ aus. Diese Bezeichnung muß in Anführungsstriche gesetzt werden, denn es handelt sich hier um eine jener Begegnungen, von denen die Zuschauer nicht die geringste Ahnung haben. Es sind erbitterte Schlachten, die hier und auf vielen kleinen Plätzen in allen Erdteilen ausgetragen werden — am Strand Mittelamerikas ebenso wie im heißen Sand Nordafrikas.

Die Hintermannschaft spielt diesmal im Angriff und die Männer der Angriffsreihe stehen im Tor und in der Verteidigung. In diesen Begegnungen zählt niemand das Torverhältnis und die Siege. Doch über diese Kämpfe diskutieren die Spieler ausgiebiger als über die mit Weltklassemannschaften. Die „Alten“ zeigen in diesen Spielen den Jungen, daß sie noch nicht zum alten Eisen gehören; die „Alten“ sind erfahrener, die Jüngeren schneller. Und so wird in gegenseitigen Kämpfen die Leistung aller verbessert; zusammen bilden sie eine Mannschaft, in der keiner darauf sieht, wie alt der eine oder der andere ist.

Fußball freilich trainieren sie im Laufe des Jahres am häufigsten: Zuspiel, Einwurf, Torschüsse, technische Elemente und taktische Varianten. Die Hintermannschaft spielt sich auf Entfernungen von zwanzig, dreißig Metern maßgerechte Bälle zu, „Leckerbissen“ sozusagen. Angriffsspieler schießen mit Freude in die verschiedenen Ecken des Tores, üben Strafstöße durch Lücken in der Mauer oder über die Köpfe der Gegner hinweg. Die Torhüter Pavlis und Kouba fliegen durch die Luft, wälzen sich von einer Seite auf die andere, fallen hin und stehen wieder auf. Zum Schluß teilt Vejvoda die Mannschaft ein, sie spielen über den ganzen Platz, jetzt nicht mehr nach dem System „Alte gegen Junge“, sondern nach den Plänen des Trainers. Vejvoda läuft zwischen ihnen umher, ständig unzufrieden mit dem Zuspiel und den abgefeuerten Bällen. Er schimpft und macht ein finsteres Gesicht, und nur eine gute Vorlage oder eine „Bombe“ auf die richtige Stelle im Tor erfreut sein Fußballerherz; er lächelt, hat sein Lächeln jedoch so in Gewalt, daß es nicht zu schmeichelhaft wirkt, damit die Jungens nicht etwa denken, wunder was für gute Fußballer sie schon sind . . .

Am Sonntag wird es dann ernst.

Schon das Stiefelanziehen kommt einem Zeremoniell gleich. Josef Masopust trägt sie verpackt wie die Erstausgabe eines Buches. Er nimmt sie vor dem Kampf sauber glänzend aus der Verpackung und schraubt dann die Stollen in die Sohle. Jetzt gibt es in der Kabine für ihn nichts anderes mehr als die Fußballstiefel. Er schnürt sie zu, macht ein paar Sprünge, schnürt sie wieder auf und dann erneut zu. Erst beim dritten, manchmal auch vierten Mal nickt er zufrieden: Sie wurden ein Teil seines Körpers.

Auch das Jersey ist geheiligt. Von sechzehn Aktiven können nur die elf Besten am Sonntag den sauberen Dreß überstreifen. Nachdem sie es getan haben, hopsen sie noch ein wenig herum, und die jüngere Generation tanzt ein paar Schritte dessen, was im Café „Vltava“ gerade modern ist . . .

Je nach Bedeutung des Spiels läuft ein Frösteln durch den ganzen Körper. Jeder Spieler macht es durch. Sie sind blaß; es ist bei allen gleich, nur die Intensität ist unterschiedlich. Dann sagt der Trainer ganz einfach: „Los, Jungs!“

Vieles von dem anfänglichen Beben fällt mit dem ersten Pfiff ab, alles jedoch nicht. Möglichst schnell ein paarmal den Ball treten und, was die Hauptsache ist, gut treten, damit man an Sicherheit gewinnt. Du führst den Ball, fühlst Tausende Blicke auf dich gerichtet, irgend etwas berauscht dich. Der abgeschossene Ball zappelt im Netz: Des einen Freude ist des anderen Leid! Umarmen, burschenhafte Küsse — Fußball, dieses unwiederholbare Spiel, hat möglicherweise mehr Varianten als Schach. Das Feld mit seinen siebeneinhalbtausend Quadratmetern ist nicht begrenzt, der Ball kann jedesmal anders fliegen, anders geschossen und anders gestoppt werden. Kybernetiker errechneten eine Million Angriffsvarianten.

Das Fußballspiel verträgt ebenso wie die Kunst keine Lüge. Du mußt alles geben, was du hast und was du kannst. Tausende Menschen, deine Mannschaft und dein Trainer beurteilen dich — was deine Beine hergeben, dein Atem, dein Sinn für ein ehrliches Kollektivspiel, dein Kampfgeist und dein Wille, dich tapfer zu schlagen. Wenn du das nicht gibst, wirst du nicht aufgestellt. Dir ist bange. Wenn du nicht ordentlich trainierst, würde dir der Trainer eines Tages sagen, du brauchst überhaupt nicht mehr zu kommen. Das wäre das Allerschlimmste, du würdest alles einbüßen von der Schönheit des Fußballspiels. Deshalb ackerst du. Du ackerst deshalb, weil du das Dukla-Jersey tragend, ein verbindendes Gefühl hegst zu denen, die auf dich schauen: Zur Armee und zum Volk. Man nennt das Verantwortungsbewußtsein.

Manchmal ist es schwer, dem gerecht zu werden. Der Schiedsrichter tut dir Unrecht und du mußt dich im Ansturm der Gefühle mächtig zusammennehmen, um nichts Schlimmes zu tun. Dann aber freut es dich, daß du vernünftig geblieben bist, denn du weißt, daß kein Mensch fehlerlos ist.

Manchmal ist das Spielen in Dreck und Kälte unsagbar schwer. Dich schmerzen die angeschlagenen Glieder, die steifen Muskeln, von denen du weder dem Arzt noch dem Trainer etwas gesagt hast. Dann hast du plötzlich alles überwunden, alles geschafft.

Der Unparteiische pfeift das Spiel ab, der Trainer klopft dir in der Kabine auf die Schulter und sagt weiter nichts als das: „Gut.“

Du willst ihn glücklich mit großen Augen ansehen oder ihn umarmen. Doch du tust es nicht. Du senkst nur bescheiden den Kopf, nimmst dein Handtuch und gehst unter die Dusche.

Wenn ich auch aus Mieste komm,
dreh ich mich um und um,
seh' ich meine Liebste da stehn
mit ihren Blauäuglein schön.

Sie liegt schon 75 Jahre unter der Erde – *meine* Liebste aus Mieste, das Hausmädchen vom Kummertschen Hof. Aber ihre Liedchen, die einst der Sammler Parisius aufgezeichnet hat, haben mich noch heut verliebt gemacht, und so kamen sie mir immer wieder in meinen Spatzensinn, als ich diesen Bericht schrieb. – Sie kennen Mieste nicht? Mieste ist doch ein Dorf (sagt der Kreisrat in Gardelegen). Gardelegen ist der Vorort von Mieste (sagen die Miestener Lokalpatrioten). Sicher ist: Es hat 2400 Einwohner und 6800 Legehennen, drei Fabriken und drei Türme (zwei gehören Kirchen, der dritte der neuen polytechnischen Oberschule). Hauptausfuhrprodukte sind Schmieröle, Kücken und Kartoffelkloßmehl. Mieste besitzt auch die größte LPG des Kreises, die aber leider noch nicht die beste ist . . .



In Ehren gegangen, zu den Ähren gegangen

„Herr Ulrich, lieber Herr Ulrich mein,
Wie kannst du denn so blutig sein?"
„Wie kann ich denn so blutig sein?
Ich habe geschossen ein Täubelein!"

Wär' es ein Spatz gewesen, er hätt' es mit dem ABV zu tun bekommen, der liebe Herr Ulrich. Denn bei uns steht die Sorge um den Menschen und den Spatzen im Gesetz. „Auf Spatzen darf nicht geschossen werden. Das ist verboten. Aber Krähen sind vogelfrei. Für ein Paar Krähenfüße gibt es sogar 50 Pfennige." Der mich derart weidmännisch aufklärte, zählte 14 Lenze, und seine Mutter verriet mir: „Immer das Schießen! Heute zieht es ihn zum Försterberuf. Als wir aber noch in der Stadt lebten, wollte er Offizier werden, wie der Vater." – Auf der Suche nach dem Vater entdeckte ich zwischen Linden eine Gruppe von Männern, die rasch anwuchs. (Eine Mißwahl gibt es eben auch in Mieste nicht alle Tage. Sie umringten eine temperamentvolle, feurige Dame, und mit Zollstock und Bandmaß und Kennerblicken begutachteten drei von ihnen die Schulterhöhe der Dame, ihren Brustumfang, den Gang und dann die Beine, immer wieder die Beine. Die „10" war die Traumnote, und zum Ruhme der Dame sei verraten, das sie meist eine „9" erhielt, was besagt, daß man sich mit ihr überall sehen lassen kann. Unter den Männern, die mit verliebten Blicken und Besitzerstolz dem Schauspiel folgten, sah ich einen in Stiefelhosen und Chromlederstiefeln. Breitbeinig, aber kerzengerade stand er da, wie ein Kommandeur! dachte ich. Sollte das . . .? Es sollte! Es war der Gesuchte. Die Dame in der Männer Mitte aber, die gekürt wurde, war eine Stute, dreijährig, und am Vortag von der LPG gekauft, dessen Vorsitzender übrigens der Gesuchte ist. – „Daß sich die Armee noch an den Oberstleutnant der Reserve Lauenroth erinnert! Nach vier Jahren!" Es schwang ein leichter Vorwurf, aber mehr ehrliche Freude in den Worten. Damals, vor vier Jahren, war er nach einer schweren Magenoperation nicht

länger truppendiensttauglich. Der Abschied in Ehren wurde kein leichter Abschied. Er war gern Offizier gewesen. – Wohin sollte er gehen? Und mußte er als allgemeiner Truppenoffizier ganz von vorn anfangen?

Ach, ich werd mich bald bequemen,
mir ein hübsches junges Weib zu nehmen.
Aber ach, so mancher junge Gesell
fand in der Ehe statt den Himmel die Höll.

Genosse Lauenroth war damals nicht mehr der Jüngste, und er hatte Frau und zwei Kinder. Er beschloß, eine „zweite Ehe" mit der Landwirtschaft einzugehen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Dieser Entschluß kam nicht plötzlich und verheerend wie ein Hagelschlag. Er selbst hatte vor dem Krieg mehrere Jahre auf einem Gut gearbeitet; und seine Frau stammte aus der Altmark. Also auf in die Altmark! – Hier kam es zu einer Aussprache mit den zuständigen Organen. „Ich ginge gern in den Handel." – „Das ist nicht das Richtige für dich, Genosse Lauenroth. Wir brauchen dich in der Gewerkschaft." – „Das ist erst recht nicht das Richtige!" Und man einigte sich – zu beiderseitiger Zufriedenheit – auf den Bürgermeister in Mieste. Himmel o d e r Hölle? Himmel u n d Hölle setzte der Gemeinderat Anfang 1963 in Bewegung, als i h r Bürgermeister zur LPG sollte. – „Das beste Pferd bringt den Wagen nicht voran, wenn die anderen nicht mitziehen. Lauenroth verstand es, die anderen zur Mitarbeit heranzuziehen." – „Er weiß, was er will!" – „Zu dem einen sagt er lobend: ‚Otto, du bist ein windiger Hund!' Zum anderen sagt er lobend: ‚Albert, ich bin mit deiner Arbeit zufrieden.' Lauenroth versteht. mit Menschen umzugehen." Und all diese Gemeinderatsmitglieder, die vor Lauenroth nicht wenige Bürgermeister haben kommen und gehen sehen, glauben in diesen Eigenschaften viel militärisches zu entdecken.

Dann krähen die Hühner, dann kröchelt der Hahn,
Dann fangen die Flegel zu dreschen an.
Dann nehm ich den Ofen und steck ihn ins Feuer,
Dann schlag ich drei Suppen wohl in die Eier.

An einem Vormittag saß im LPG-Büro Spatz Schlaukopf und spielte Mäuschen. Jemand aus dem Rinderstall wollte vom Vorsitzenden wissen, ob die kranke Kuh Berta mit dem dicken Bauch auch auf die Weide solle. Die von der Baubrigade fragten nach dem zweiten Bagger. Da kam der Klempnermeister und machte auf einen zu geringen Abstand zwischen einer elektrischen Anlage und einer Scheune aufmerksam. Da kam, da kam ... von den Telefongesprächen ganz zu schweigen. Und mit allen wurde meist noch ein persönliches Wort und ein Wort über das Wetter gewechselt. – ‚Ob ihm als Vorsitzender nicht wie in unserem Lied ein Mühlrad im Kopfe herumgehe?' ‚Ob ich, Spatz Schlaukopf schon mal was vom Einzelleiter gehört habe? Na also! Er habe also Training hinter sich.' Natürlich kann er den Wagen nicht allein ziehen. Jede Woche hat er deshalb seine Abteilungsleiter zweimal beisammen. Leider sagen noch viele Bauern: „Laß die da oben das machen." Er, Lauenroth, sieht eine seiner wichtigsten Aufgaben darin, die Bauern mehr zur Leitung heranzuziehen. Aber man darf die Demokratie auch nicht übertreiben. Hat die Vollversammlung einen Beschluß gefaßt, dann wird er mit straffen Zügeln durchgeführt. Ohne eine feste Hand geht es in einer LPG nicht. Gerade die hat in der Vergangenheit gefehlt. „Vormittags bin ich immer im Büro, nachmittags auf den Feldern oder in den Ställen. Übrigens verlange ich von meinen Abteilungsleitern auch wöchentlich einen Arbeitsplan. Vor allem, um sie zu zwingen, systematisch zu arbeiten. Begeistert sind sie davon nicht. Das deutet bereits an, daß Anleitung und Kontrolle wie in der Armee nicht nur eine technische, organisatorische Seite haben."

Es trieb ein Schäfer seine Lämmlein hinaus.
Er trieb sie wohl vor des Edelmannes Haus.
„Bist du ein armer Schäferssohn,
Du trägst doch Edelmanns Kleider schon."
„Was geht's euch lausigen Edelmann an,
wenn's nur mein Vater bezahlen kann!"

Es ist ein trutziges, stolzes Bauernvolk hierzulande. Im Dreißigjährigen Krieg lockten sie die Marodeure in die Sümpfe. Mit Friedrich II. stritten sie sich, als der die Sümpfe hatte trockenlegen lassen und dann den Bauern das Land rauben wollte. Heute gehören ihnen Äcker und Weiden unumstößlich. Aber ein neuer Stolz ist entstanden – und wieder gibt es Streit, Wortstreit. – Die LPG hat drei Abteilungen, jede mit Land- und Viehwirtschaft. Das beste Vieh soll auf die beste Weide. Noch aber weidet dort die kranke Herde, weil sie größer ist. Sobald die gute Herde größer ist, wird getauscht – das ist klar wie ein Sonnenstrahl. Aber einem kommt die Erleuchtung noch nicht. Die gute Herde aus „seiner" Abteilung abgeben? Unmöglich! Unmöglich! Der neue Besitzerstolz rebelliert. „Mein" – das ist nicht mehr die individuelle Kuh Berta; „mein" – das ist die Herde „meiner" Abteilung, nicht die der anderen. Wer hier nicht die Menschen versteht, wird von ihnen nicht verstanden. Gute Wirtschaftsführung heißt eben auch Menschenführung. Und Genosse Lauenroth geht diesen Weg: Noch ist der Weidentausch nicht aktuell, aber schon wird er aufgeworfen, und wenn der Tag heran ist, wird vielleicht dieser oder jener „Besitzer" der guten Herde noch fluchen: „De Botterslupper!" Aber im stillen wird er sich sagen: „Dat dhein se. damit de LPG better upn Posten steiht." Und Genosse Lauenroth wird ihm laut sagen: „Wer Dag for Dag sien Arbeit dheit, de kann sick boald nur ieber scheenet Vieh amisiern." Übrigens konnte Genosse Lauenroth früher keinen Satz Platt sprechen. Ein Jahr lang hat er zu Hause fleißig mit seiner Frau gelernt. Heute spricht er mit seinen Besuchern, wie sie mit ihm: hochdeutsch, plattdeutsch oder ein Mischmasch von beiden. „Sie glauben gar nicht, was es ausmacht, wenn man mit unseren Bauern in ihrer Sprache spricht." – Natürlich, Menschenführung ist nicht jedermanns Begabung, aber was daran zu erlernen ist, kann und müßte man sich als guter Truppenoffizier erworben haben.

In diesem Frühjahr wurden auch in Mieste erstmalig viele Hektar durch ein Flugzeug gedüngt.

Ei, wer wollt sich um die Mannsleut bemühen
solches Unkraut kann man allzeit kriegen.

Ob Unkraut oder nicht – das ist Ansichtssache. Aber daß Männer auf dem Lande gesucht werden, ist eine Tatsache. Doch Bürgermeister oder LPG-Vorsitzender konnte man vielleicht noch 1959 werden! Aber 1963, wo es heißt: Fachleute auf alle Funktionen? – „Im vorigen Herbst", berichtet Genosse Lauenroth, „waren Soldaten zur Kartoffelernte bei uns. Ein Hauptfeldwebel, der vor der Entlassung stand, war begeistert von unserer Gegend. Heute ist er bereits zu einem guten Bürgermeister ‚in die Lehre' gegeben, und in acht Wochen wird er, wenn die Gemeinde zustimmt, schon selbst Bürgermeister sein." Dieser Weg sei vielleicht eine Ausnahme, aber jederzeit offen sei dieser: Er arbeitet einige Wochen bei uns und beweist, ob er reiten kann und will. Wenn ja, kann er in zwei Jahren seinen staatlich geprüften Landwirt machen. Meist bleiben Plätze bei den Lehrgängen frei. Und wenn er sich Fachkenntnisse erworben hat, helfen ihm die in der Armee erworbenen Eigenschaften, rasch eine verantwortliche Funktion einzunehmen.

Wenn ich aus Mieste komm
dreh ich mich um und um.

„In Mecklenburg waren wir noch nicht", meinte Genosse Lauenroth. „Ich geh' hier nicht mehr weg", gibt seine Frau zurück. – Sie haben eine schöne Wohnung bekommen, schöner, als sie bei den 8 Umzügen während seiner Armeezeit je hatten. Sie haben viele Bekannte gefunden, mehr, als es bei den Umzügen früher möglich war. Kurz: Sie sind hier zu Hause – obwohl damals alle mit Wehmut aus Dresden schieden. – „Und werden Sie bei ihren Kenntnissen noch lange LPG-Vorsitzender sein?" – „Ich habe als Bürgermeister doch allerhand Landwirtschaftliches dazugelernt. Es ist auch an ein Studium in den nächsten Jahren gedacht." Noch bereite ihm die Technik manche Sorgen, weniger die Pflanzen oder Tiere. Aber dafür habe er ja seit kurzem einen technischen Leiter. Alles in allem: Ein LPG-Vorsitzender ist kein Engel ohne Fehl und Tadel, diese Eigenschaft wird eben durch jene kompensiert. Und dabei wiegen gerade seine Eigenschaften aus der Truppe. – Noch viel gäbe es zu erzählen: Über den Arbeitstag und das Fräulein Tochter, die künftige Geflügelzüchterin; über den Wohnungsbau und die neuen Straßenleuchten, über ... vieles andere. Uns bleibt nur der Raum, Ihnen diesen Gruß aus Mieste auszurichten:
Kiek moal wedder rin!



Die aktuelle Umfrage

Wie stehen Sie zu Ihrem Unteroffizier?

„Zuuu-rückbleiben!"

Schnaufend setzt sich die Lokomotive mit der langen Kette der Waggons in Bewegung. Taschentücher werden geschwenkt. Kußhände getauscht und letzte Grüße gewechselt. Bei den Frauen. Bräuten und Freundinnen, die den immer kleiner werdenden Bahnsteig bevölkern. fließt manche Träne: doch auch den jungen Männern fällt der Abschied nicht leicht . . .

Mit einer Flasche Radeberger in der Hand

Immer schneller rattert der Zug über die blitzenden Gleise. Drinnen. in den Abteilen macht man sich bekannt und kommt bald auf das. was sie alle. die hier ihrem fernen Ziel entgegenrollen. verbindet: Die Einberufung zur Nationalen Volksarmee.

Mit einer Flasche Radeberger in der Hand wird heftig debattiert. Mancherorts währt die Diskussion über Stunden und läßt die verschiedensten Standpunkte erkennen. Es fallen bejahende und verneinende Worte. zuversichtliche und skeptische. laute und leise. freundliche und böse. wohldurchdachte und leichtfertig dahingeredete. In hundert und mehr Gesprächen aber kehrt die Frage wieder. wer und wie wohl die Vorgesetzten sein werden. Besonders die Unteroffiziere. von denen man schon weiß. daß sie die ersten unmittelbaren Vorgesetzten der Soldaten sind. jene Menschen also, mit denen man am ehesten und meisten zu tun haben wird.

Rekrutenschinder und Schreihälse

Wie sie damals. als sie in besagtem Zug saßen. über den Unteroffizier unserer Armee dachten. schildern nachstehend einige Genossen.

Als einen „strengen. nur den Dienst kennenden Gruppenführer" stellte ihn sich Soldat Klaus Dittmann (21) vor. Soldat Hans-Rüdiger Parant (22) dachte. er „schikaniere die Soldaten unbarmherzig. wenn in der Ausbildung irgend etwas nicht klappt". Soldat Jürgen Hevicke (22) vermutete. daß er „mächtig viel herumschreie", während Gefreiter Manfred Link (21) noch an „die Spießermanieren glaubte. wie sie in der faschistischen Wehrmacht üblich waren". Für den Matrosen Klaus-Peter Krebel (20) verband sich mit dem Dienstgrad Unteroffizier „Drill und ähnliches". Flieger Siegfried Hiller (22) sah in ihm „den Rekrutenschinder".

Das war im vergangenen Jahr, damals. als die sechs Genossen noch neu waren. Mittlerweile sind einige Monate ins Land gegangen. Fragen wir einmal, wie die sechs heute den Unteroffizier sehen!

Urteile aus eigenem Erleben

Klaus Dittmann lobt seinen Gruppenführer. weil er gut mit den Soldaten umzugehen versteht und sich außerordentlich oft mit ihnen zusammensetzt. „Er erzählt dann von seinen Erlebnissen im Grenzdienst, so daß man stundenlang zuhören könnte". schwärmt Klaus. Als guten Ausbilder und ein erstrebenswertes Vorbild" achtet Hans-Rüdiger Parant seinen Unteroffizier. während Jürgen Hevicke eine ernste Kritik zu üben hat: „Tritt nämlich ein Genosse mit einer persönlichen Frage an den Unteroffizier heran. so kriegt er größtenteils die Antwort ‚Das interessiert mich nicht!' oder er wird an den nächsthöheren Vorgesetzten verwiesen." Manfred Link bemängelt. daß sein Gruppenführer die Stube seiner Soldaten nur dann betritt. wenn er „dienstlich etwas will". Ähnlich ist es bei Klaus-Peter Krebel, obgleich er seinem Vorgesetzten ansonsten das Prädikat „in Ordnung" gibt. Und Siegfried Hiller meldet. daß ihm sein Unteroffizier „oft mehr Kamerad als Vorgesetzter ist – Kamerad allerdings nicht im Sinne von biederer Kumpelei!"

Zugleich wirft der Flieger aber noch ein anderes Problem in die Debatte:

Sind unsere Unteroffiziere zu jung?

Er verweist deshalb darauf. weil sein Unteroffizier „ein sehr junger Dachs" sei. was ihm nicht ganz gefalle. „Ich bin überzeugt", sagt er weiter, „daß viele Soldaten Alter und Lebens-



Zuerst war die Schlagersängerin Petra Böttcher über unsere Frage etwas entgeistert. Dann aber erzählte sie: „Es war in Prora. Frühmorgens steht plötzlich ein Unteroffizier in meinem Zimmer. Doch ehe ich was sagen konnte, schmetterte er los: ‚Melde gehorsamst, das Frühstück steht bereit!' Und dann: ‚Bitte abtreten zu dürfen!' Am Vormittag traf ich ihn wieder. Zackig baute ich Männchen vor ihm: ‚Melde gehorsamst, Frühstück verzehrt! Bitte auf mein Zimmer gehen zu dürfen!' — Nun sagen Sie bloß, ich hätte nichts gelernt bei meinem Unteroffizier . . .“

erfahrung ihrer Unteroffiziere teils belächeln, teils gleichgültig als gegeben betrachten oder sogar verachten.“

Im Gegensatz dazu sieht Gefreiter der Reserve Helmut Lachmann (24) im Altersunterschied kein Hemmnis. Dafür tut es Soldat Armin Grundmann (22), dessen Gruppenführer 19 Jahre alt und „noch ein bißchen zu kindisch“ ist, so daß er sich nur „schlecht bei den Soldaten durchsetzen“ kann. Armin leitet daraus die Forderung ab, das Mindestalter eines Unteroffiziers müßte 21 Jahre betragen.

Gefreiter Klaus Anton (21) pflichtet ihm bei und nennt dazu ein Beispiel: „Ich hatte da mal keinen Bruch in der Hose. Der Unteroffizier fuhr mich an und verlangte eine bessere Bügelfalte. Der Witz war nur der, daß er selbst noch eine viel schlechtere hatte.“

Fragt sich nur, was das mit dem Alter eines Vorgesetzten zu tun hat?

Die Leistung entscheidet

„Natürlich ist es nicht schlecht, wenn der Unteroffizier eine größere Lebenserfahrung hat als die ihm unterstellten Soldaten“, bemerkt Oberstleutnant Erwin Krüger (36). „In diesem konkreten Fall allerdings spielt das Alter überhaupt keine Rolle. Wenn ich von einem Soldaten fordere, daß er sauber und ordentlich gekleidet geht, dann ist das in erster Linie eine Sache des eigenen Beispiels, des konsequenten persönlichen Vorlebens.“

Und prinzipiell erklärt Stabsmatrose Eberhard Gast (20): „Entscheidend ist nicht das Alter des Vorgesetzten, entscheidend ist allein seine Leistung.“ — „Wenn er etwas kann und den Genossen ein gutes Vorbild und ein verständnisvoller Kamerad ist, soll der Unteroffizier von mir aus 18 Jahre alt sein. Mich stört es jedenfalls nicht“, ergänzt Kanonier Veit Röhler (23).

In diesem Zusammenhang ist es sicherlich ganz interessant, einmal zu fragen:

Wie stellen Sie sich den idealen Unteroffizier vor?

Die Antworten sind vielschichtig.

Analysieren wir sie, so steht die Forderung, der Unteroffizier müsse über solide militärische Fachkenntnisse verfügen, an erster Position. Unmittelbar danach folgt das Verlangen nach ausgezeichneten sportlichen Leistungen. Weiter wird gesagt: Er muß in seiner Lebensführung wie im Dienst stets Vorbild sein, den persönlichen Kontakt zu seinen Soldaten pflegen und eine gute Allgemeinbildung haben.

Andere Aspekte, die den Soldaten maßgebend erscheinen: „Er darf keine ‚Lieblinge‘ haben und einzelne Genossen bevorzugen“, wirft Funker Viktor Ebelle (22) ein. „Und hat ein Genosse mal was verbockt, dann soll er keine sinnlosen Arbeiten ansetzen, die nichts weiter als Beschäftigungstheorie sind“, ergänzt Flieger Frank

Berndt (22). „Gerecht und korrekt muß er sein", verlangt Kanonier Werner Schultze (19), während Soldat Reinhard Grüner (26) auf die Notwendigkeit „pädagogischer und psychologischer Kenntnisse" verweist. Begründung: „Der Vorgesetzte muß zum Beispiel rechtzeitig erkennen, wenn einen Soldaten etwas bedrückt – und zwar bevor der Genosse selbst zu ihm kommt."

Damit rührt Reinhard an ein äußerst wichtiges Problem, das von vielen Genossen angesprochen wird: Der persönliche Kontakt des Unteroffiziers zu seinen Soldaten.

– oder aber er fragt nach Bier . . .

Obgleich Stabsmatrose Karl-Heinz Richter (22) von seinem Maat sagen kann, daß er sich auch nach Dienst mit den Matrosen über politische und persönliche Dinge unterhält, ist das bei weitem noch nicht überall so.

Flieger Gert Schöne (21): „Ich kenne nur wenige Unteroffiziere, die sich mal um unsere persönlichen Belange kümmern." Pionier Horst Kasenke (25): „Mein Gruppenführer verkehrt nur auf rein dienstlicher Basis mit uns." Soldat Jürgen Großmann (21): „Um meine privaten Interessen kümmert sich der Unteroffizier überhaupt nicht." Stabsmatrose Jürgen Hoffmann (20): „Wenn ich ernste persönliche Sorgen hätte, ginge ich zum Politoffizier." Unteroffiziersschüler Bernd Esche (20): „Mein Gruppenführer kommt nur in unsere Stube, wenn er dienstliche Aufgaben zu erledigen hat – oder aber er fragt nach einer Flasche Bier . . ."

Was Wunder, daß unter solchen Umständen Matrose Manfred Bäro (21) „nicht in jeder Hinsicht Vertrauen" zu seinem Vorgesetzten hat und Flieger Jörg Lenzendorf (18) seinem Unteroffizier „jegliches Einfühlungsvermögen" abspricht.

Woanders urteilt man anders

„Bei uns ist es so", berichtet Gefreiter Erhard Lehmann (20), „daß Unteroffiziere und Soldaten oft zusammensitzen und sich unterhalten". Aus dem gleichen Beweggrund erklärt Matrose Herbert Hartwig (22): „Mir gefällt mein Unteroffizier, denn er ist bemüht, ein echtes sozialistisches Verhältnis zwischen uns herzustellen."

Soldat Egon Kaiser (24) antwortet: „Wenn ich Fragen habe, über die ich mir nicht klar bin, gehe ich als erstes zu meinem Gruppenführer." Flieger Horst Böhm (21): „Ich verstehe mich gut mit meinem Unteroffizier. In der Besatzung sind wir uns immer einig."

„So muß es auch sein", erklärt Generalmajor Hans Ernst, Kandidat des Zentralkomitees der SED. „Wenn der Unteroffizier seine erzieherische Aufgabe erfolgreich lösen will, muß er jeden seiner Soldaten gut kennen und in der Lage sein, dessen starke und schwache Seiten sowie dessen Charaktereigenschaften und Neigungen allseitig und richtig zu beurteilen. Dabei ist gerade die politisch-individuelle Arbeit mit den Genossen von besonderer Bedeutung. Unteroffiziere, die darauf keinen Wert legen, werden es sehr schwer haben, aus ihrer Gruppe, Besatzung oder Bedienung ein festes sozialistisches Kampfkollektiv zu formen."

Obwohl meine Fragen in erster Linie an Soldaten, Matrosen und Flieger gerichtet waren, wollen wir jetzt doch noch das tun, was wir bisher versäumt haben.

Unteroffiziere haben das Wort

Bleiben wir beim eben diskutierten Thema, welchem Unteroffizier Rainer Klaus (19) allerdings etwas auszuweichen versucht. Nach einigem Hin und Her gesteht er, daß er „Angst vor unbequemen Fragen" hat, die ihm seine Genossen eventuell stellen könnten.

Demgegenüber betont Obermaat Gerd Emmelmann (21), daß er sich immer bemüht, auch politische Kontakte mit seinen Matrosen zu suchen. Ähnlich antwortet Obermaat Wolfgang Jarosch (20), während Unteroffizier Dieter Kühn (19) es sich zur Regel gemacht hat, abends oft mit den Genossen zusammenzusitzen, wobei „jeder aus seinem Leben erzählt und aktuelle Probleme besprochen werden". Was die sogenannten oder auch „unbequemen" Fragen angeht, weiß Unterfeldwebel Wolfgang Pflug (20) ein probates Mittel: „Natürlich kommt es vor, daß ich auf manche Frage nicht sofort antworten kann. Wenn das passiert, hole ich mir bei den Offizieren Rat. Auf jeden Fall bekommt jeder Genosse auf jede Frage auch eine Antwort!"

Apropos Offiziere

Wenn wir von der Verantwortung des Unteroffiziers sprechen, müssen wir gleichzeitig auch von der Verantwortung des Offiziers für den Unteroffizier sprechen.

Dazu erklärt Oberst Kurt Lange (39): „Unteroffiziere fallen nicht vom Himmel. Und ebensowenig können sie in einer Ausbildungseinheit ‚gemacht' werden. Die Erziehung der Unteroffiziere ist zuallererst eine Aufgabe der Kommandeure; eine Aufgabe, die systematisch und methodisch gut durchdacht angepackt sein will. Je schneller und je besser besonders den Kompaniechefs das gelingt, desto eher werden die Unteroffiziere allen ihren Aufgaben gerecht werden. Ein Grundübel ist leider immer noch die Bevormundung der Gruppenführer; oft setzt man auch mangelhaftes Vertrauen in sie. Das vor allem müssen wir ändern, und zwar rasch."

Wie das in der Praxis geschieht, wird vielleicht ebenfalls einmal das Thema einer aktuellen Umfrage sein. Vorerst jedoch darf ich mich verabschieden und an dieser Stelle allen jenen danken, die sich zu der heutigen Problematik äußerten – auch wenn sie lange nicht alle zum Wort kommen konnten.

Ihr

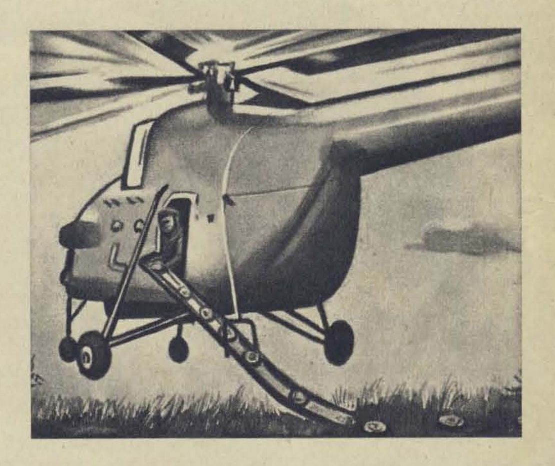
Karl Kurt Freitag



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Hubschrauber als Minenleger

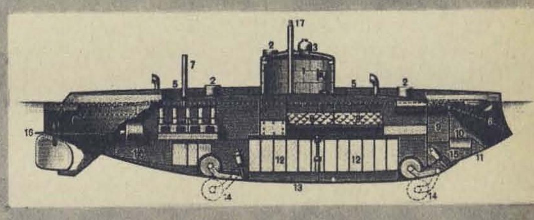
In letzter Zeit häufen sich die Nachrichten darüber, daß Hubschrauber als Minenleger eingesetzt werden. So verminten polnische Pioniere mit Hilfe der Mi-4 größere Geländeabschnitte. Über Gleitbahnen wurden die Minen aus dem Hubschrauber – der in äußerst geringer Höhe flog – niedergelassen (siehe Zeichnung). Auch das Minensuchen wurde vom Hubschrauber aus geübt. Das Suchgerät pendelte über dem Boden, während der Hubschrauber (SM-1) das Gelände planmäßig überflog.
Aus der ČSSR wird bekannt, daß die Eisbarrieren des slowakischen Flusses Hron im vergangenen Winter durch Minen aus einem Hubschrauber gesprengt wurden. Beachtenswert hierbei ist die Tatsache: Der Hubschrauberbesatzung blieben nur 50 Sek. Zeit, um aus der Reichweite der Detonation zu kommen, da die Minen in dieser Frist nach dem Legen detonierten.





U-Boot mit Rädern?

Der Wunsch des Menschen in die Meerestiefen eindringen zu können, mag wohl so alt sein wie der Traum vom Fliegen. Die Geschichtsschreibung berichtet schon aus dem Altertum von Tauchapparaten. Alexander der Große ließ Taucherglocken bauen und im Mittelalter (1538) senkten die Spanier Taucherglocken in die Meeresfluten.
Unter Peter I. wurden die ersten tauchfähigen Schiffe entworfen und gebaut. Am bekanntesten dürften wohl die Konstruktionen des Deutschen Wilhelm Bauer und des russischen Militäringenieurs A. A. Schilder sein. Beiden U-Bootkonstrukteuren aber waren Erfolge über das Versuchsstadium hinaus nicht vergönnt.
Durchaus einsatzfähige U-Boote entstanden in mehreren Ländern um die Jahrhundertwende. Als sehr gute Leistung galt eine Geschwindigkeit von 12 sm/h über, und 10 sm/h unter Wasser. Zum Überwasserantrieb dienten Dampfmaschinen, Diesel- und Gasolinmotoren. Für die Unterwasserfahrt wurden von Akkumulatoren gespeiste Elektromotoren verwendet. Die Tauchzeit bis 5 m unter Wasser betrug 5 Minuten. U-Boote mit 2–3 Sehrohren waren keine Seltenheit.
Das größte U-Boot der damaligen Zeit war das französische Boot Q 73 mit einer Wasserverdrängung von 577 t über und 810 t unter Wasser. Es war 64,5 m lang und 6,8 m breit, mit drei Torpedorohren versehen und sollte mit Dieselmotor oder Dampfmaschine über Wasser 15 und 10 sm/h unter Wasser mit E-Motoren erreichen.
Im U-Boot-Bau gab es im Verlaufe der Jahre viele kuriose Entwicklungen. Eine davon war das 1902 erbaute amerikanische Lake-Boot „Protector". Die Wasserverdrängung betrug aufgetaucht 136 t, getaucht 174 t. Über Wasser lief es 10 sm/h, unter Wasser 7 sm/h. Die Länge betrug nur 20,6 m und die Breite 4,3 m. Angetrieben wurde es durch einen 240-PS-Gasolin- bzw. 100-PS-E-Motor.
Das Kuriose an diesem Boot waren die ausklappbaren Räder, die zur Fahrt auf dem Meeresgrund dienen sollten. *W. K.*



1 Kommandoturm aus Bronze, 2 Ausgangsluken, 3 Ausguckkappe, 4 Torpedorohre, 5 Gasolintanks, 6 Linie des Druckkörpers (innerer Bootskörper), 7 Maschinenauspuffrohr, 8 Mannschaftsraum, 9 Luftschleuse, 10 Taucherraum, 11 Tauchertür, 12 Akkumulatoren, 13 ablösbarer Ballastkiel, 14 Räder (für Fahrt auf Grund), 15 Ballasttanks, 16 Horizontalruder, 17 Sehrohr. (Nach einer alten Veröffentlichung.)

„Überallfahrer"

In der UdSSR ist ein neuartiges Kraftfahrzeug hergestellt worden, das zur Zeit die Werkserprobung durchläuft. Es fährt in jedem Gelände. Mühelos überwindet es Sandböden, lehmige Wege und durchquert wegeloses Gelände, Sumpf und Schneeverwehungen.

Das Fahrzeug besitzt einen Hochleistungsmotor von einigen hundert PS. Neben Allradantrieb besitzt es auch einen Schraubenantrieb für Wasserfahrten.

Charakteristisches Kennzeichen des „Überallfahrers" sind seine breiten Niederdruckreifen (0,7 at pro Reifen) mit Geländeprofil. Dank diesen Rädern ist der mittlere spezifische Bodendruck des Fahrzeuges um ein Mehrfaches geringer als der anderer Kraftfahrzeuge.

Die Zeichnung zeigt den Prototyp. Er bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 30 km/h zu Lande und mit etwa 10 km/h im Wasser.



Teplovisor

Diesen Namen erhielt eine in der Sowjetunion entwickelte Infrarot-Kamera, die im Gegensatz zu den mit Infrarot-Scheinwerfern arbeitenden Sichtgeräten die von Lebewesen und Gegenständen ausgehende Wärmestrahlung in sichtbare Bilder umwandelt. Das Gerät spricht bis 0 Grad C Temperatur und auf Temperaturschwankungen von einigen Zehntelgraden an.

Aluminium-Amphibie

In den USA laufen Erprobungen mit einem 1-t-Schwimmwagen aus Aluminium. Die Pontonkarosse stellt eine gegossene nahtlose Wanne aus Aluminium dar, die das Fahrzeug besonders leicht macht. Die Geschwindigkeit des Schwimmwagens auf Straßen wird mit 30 bis 40 km/h, im Wasser mit 15 km/h angegeben.

Buchecke

Kennst du jede Störungsursache ?

Wenn nach einer Fahrt im Gelände, wobei kleine Wasserhindernisse durchfahren wurden, plötzlich die Bremsen nicht mehr ziehen, dann ist es dem alten Hasen am Lenker klar: Wasser ist eingedrungen. Er wird bei mäßigem Gasgeben leicht die Bremse betätigen, damit durch die Reibungswärme das Wasser in der Bremstrommel verdunstet.

Was aber, wenn z. B. der Anhänger zu früh oder zu spät bremst, oder wenn vielleicht im Druckregler ein brummendes Geräusch zu hören ist?

Ob da ein jeder Kraftfahrer gleich auf Anhieb die Fehlerquelle nennen kann?

Damit ist nicht gesagt, daß unsere Kraftfahrer wandelnde Nachschlagewerke für Störungen in den Aggregaten ihres Kfz. sein sollen.

Dazu gibt es Fachbücher, und die sollten bei einem guten Kraftfahrer nicht fehlen.

Eines der neuesten Bücher für den Kfz.-Techniker, den Kfz.-Schlosser und Kraftfahrer, ist das im Verlag Technik herausgegebene „Tabellenbuch für die Kraftfahrzeugtechnik".

In allgemein verständlicher Form gibt uns dieses Buch einen umfassenden Überblick über die Kraftfahrzeugtechnik. Es dient uns als Quelle und Information, denn es ist eine wahre Fundgrube kraftfahrzeugtechnischen Wissens. Angefangen von der Mathematik über die Maßeinheiten bis zur Physik, von den Kraftstoffen über die Festigkeitslehre bis zum Kfz. und seinem Aufbau, bietet dieses Nachschlagewerk dem Kraftfahrer alles, was für seine Tätigkeit erforderlich ist.

Nicht vergessen sein sollen die umfangreichen Hinweise zur Fahrzeugpflege, zur Behebung von Störungen und die Kostenberechnung.

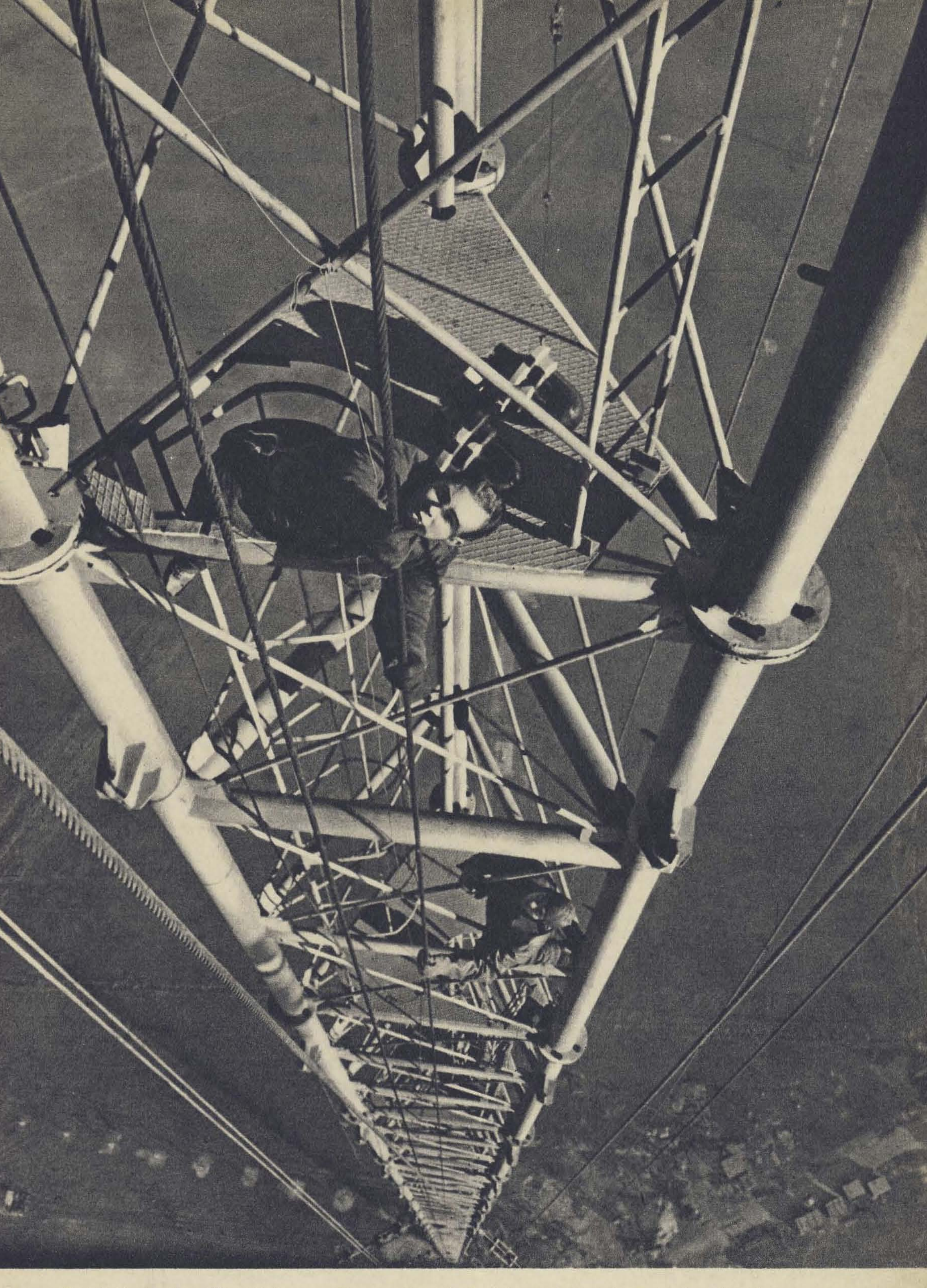
Das „Tabellenbuch" führt durch das gesamte Fachgebiet der Kraftfahrzeugtechnik.

Und wenn es mal wirklich nicht weitergeht, wenn sich auch bei alten Kraftfahrern eine Wissenslücke zeigt, das „Tabellenbuch" hilft.

„Tabellenbuch für die Kraftfahrzeugtechnik", VEB Verlag Technik, Berlin. Preis 18,– DM.

Im Deutschen Militärverlag erschien:

„Schutz vor Massenvernichtungsmitteln",
„Luftabwehr der Schiffe",
„Das Entfernungsmeßgerät 61",
„Wir bauen am Motorrad".



Der Zehlendorfer „Himmelsfinger", der neue 356 m hohe Antennenmast des Deutschlandsenders

DDR UNSER VATERLAND



ier spricht Radio Berlin International, die Stimme der Deutschen Demokratischen Republik.“ So klingt es täglich von morgens bis in die späte Nacht, ja bis in den frühen Morgen in 9 Sprachen über Kurz- und Mittelwelle. Radio Berlin International — das ist der Auslandssender unserer Republik, und er wendet sich an alle Schichten der Bevölkerung in Südostasien, Afrika und dem Nahen Osten, in Europa, Nord- und Südamerika. Im Sinne Tausender Hörer schreibt uns Herr Cesar Centene, Venezuela: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Programm, das immer den Frieden und die Völkerfreundschaft zum Ausdruck bringt. Ich möchte gern mehr wissen über die Westberlinfrage, die von der bürgerlichen Presse Lateinamerikas entstellt wird . . .“ Diesen Wunsch erfüllt RBI gern, ist es doch sein Anliegen, die Wahrheit über die DDR und ihre Friedenspolitik in alle Welt auszustrahlen. — Viele Deutsche und Ausländer arbeiten an dieser vielseitigen Aufgabe. Unser Hörer Gennaro Pisapia, Salerno Italien, verfolgt vor allem die Sendungen über soziale und ökonomische Probleme der Industrie und Landwirtschaft. Es ist nicht leicht, den sozialistischen Aufbau so darzulegen, daß ihn auch der Hörer in den kapitalistischen oder jungen Nationalstaaten versteht. Peter Haybach aus Springvale Australien gibt einen guten Hinweis. Er bittet, mehr populärwissenschaftliche Informationen zu senden, „damit auch der Dümmste begreifen muß, daß man jenseits des Brandenburger Tors nicht schläft . . . Zeigen Sie den Leuten, daß man nicht nur am Rhein lacht.“ — Fragen über Fragen werden an uns gerichtet. Regina Neumann, Brasilien, will wissen, ob die „DDR eine Partei ist“. Lars Hanson, Vänersborg: „Haben Sie viele Jugendliche, die sich am Geländesport beteiligen?“ Sven-Erik Nordin, Gnarp Schweden: „Gibt es eine Möglichkeit, mit dem Rad durch die DDR zu fahren? Kann man fotografieren? Ich habe gehört, daß es absolut verboten ist.“ Unser junger Hörer Wilkonson, Nottingham England: „Ich würde gern wissen, ob es für die Menschen in Ihrem Land möglich ist, per Flugzeug zu reisen?“ Sune Olsson, Schweden, interessiert, „wie die Komponisten in der DDR ausgebildet werden und wieso die DDR die Unterhaltungsmusik auf einem so hohen Niveau halten kann“. Unsere Hörer möchten vor allem wissen, wie die Arbeiter und Bauern in der DDR leben. Viele fragen: „Wie ist das Schul- und Bildungssystem organisiert?“ — „Wie hoch sind die Mieten und Preise?“ — „Was wird in den Theatern gespielt?“ Es sind viele Fragen zum Alltag, und sie werden von uns in den Sendungen und in ausführlichen Briefen beantwortet. In fremdsprachigen Schriften, die wir auf Wunsch übersenden, können sich unsere Hörer und ihre Bekannten ausführlicher informieren. — Immer wieder fordern uns auch Hörer auf zu zeigen, wie in der DDR die faschistische Vergangenheit überwunden wurde. Herr Dean aus den USA schreibt: „. . . Ich möchte bemerken, daß ich froh bin, daß in der DDR die Nazitätigkeit aufgehört hat, und ich schätze die Versuche der DDR, alle Faschisten zum Schweigen zu bringen.“ Und RBI arbeitet in diesem Sinne. Er entlarvt die westdeutschen Imperialisten, Militaristen und Neokolonialisten. Kürzlich konnte RBI vor der Weltöffentlichkeit aufdecken, daß die Bonner Militaristen Polaris-Raketen in der Nord- und Ostsee stationieren wollen. All das hilft, die friedliche Koexistenz in der Welt durchzusetzen. — Die Stimme des neuen, sozialistischen Deutschlands dringt in die entferntesten Gebiete unseres Erdballs. Groß war die Freude der DDR-Teilnehmer an der Antarktis-Expedition, als sie auf der Suche nach heimatlichen Lauten unsere Stimme vernahmen. RBI grüßte diese hervorragenden Wissenschaftler im fernen Mirny mit einer Wunschsendung zum Weihnachts- und Neujahrsfest. Ihnen und allen im Ausland lebenden DDR-Bürgern sowie allen anderen deutschsprechenden Menschen übermitteln wir ständig durch ein deutsches Informationsprogramm die wichtigsten Neuigkeiten aus der DDR und aller Welt. — Zum 95. Geburtstag des hervorragenden amerikanischen Wissenschaftlers Prof. Dr. E. B. Du Bois, der Ehrendoktor der Humboldt-Universität Berlin ist und in Ghana lebt, strahlte RBI eine Sondersendung aus. Radio Ghana übernahm sie und verbreitete sie in Afrika. Lesen Sie selbst, was die Lebensgefährtin von Prof. Du Bois an RBI schrieb:

„Liebe teure Genossen und Freunde! Es war ein wundervoller 95. Geburtstag! Und Ihre bewegende und herzliche Rundfunksendung war ein reicher Beitrag zum Glück dieses Tages. Worte reichen nicht aus, Ihnen zu danken . . . Ihre Sendung wurde von Radio Ghana aufgenommen und wird bald zu hören sein.“ Und sie war zu hören, gut und klar, und überall in Afrika, wo Englisch gesprochen wird. Am Schluß aber hieß es wie bei all unseren Sendungen:

„Hier sprach Radio Berlin International.“

Bernhard Lange, RBI,
stellv. Direktor



Noch strebt sie auf ihrer Feuersäule dem Ziele zu – wie lange? Wird sie ferngelenkten oder freiwilligen Selbstmord begehen?

Illusionen auf Tauchstation

Sichtlich erfreut, daß sie in diesem Florida außer Sonne, Sand und Palmen noch etwas anderes vors Objektiv bekamen, knipsten die Touristen munter drauflos, am Laboratorium von Kap Canaveral. Dort, acht englische Meilen vom Schießplatz entfernt, halten leere, aber hübsch bemalte Rohre eine Art Totenwache für Dutzende ihresgleichen, die irgendwo am Strand oder auf dem Meeresgrund ihr vorzeitiges Grab gefunden haben. Sie sprechen Bände, die Rümpfe der „Titan", „Thor", der „Snark", der „Matador" und der „Bomarc", Bände über eine Periode amerikanischer Technik, die nicht gerade zu den glücklichsten zu rechnen ist. Zur gleichen Zeit, an diesem 20. Juli 1960, schrieb man im Seegebiet von Cap Canaveral an einem neuen Band der Raketentragödie, und die Touristen erfuhren es später aus den Zeitungen, daß der Hauptdarsteller nicht wie schon so oft lange vor Erreichen des Ziels oder gar noch auf der Startrampe freiwilligen oder ferngelenkten Selbstmord beging. Erstmalig gelang es der US-Marine, eine ballistische Mittelstreckenrakete vom Typ „Polaris" mittels des Atom-U-Bootes „George Washington" aus Unterwasserposition zu starten.

Funkspruch nach Newport

„Polaris aus der Tiefe ins Ziel. Gelungen." Das funkte damals Kapitän Osborn augenblicklich nach Newport, dem Urlaubsquartier Eisenhowers, und damit rollte die Reklamemaschine an.
„Während des gestrigen Versuchs lief die ‚George Washington' etwa 15 Meter unter Wasser und 30 Meter über dem Meeresgrund mit etwa 2 Knoten. Die Rakete wurde mit Preßluft aus einer der 16 paarweise senkrecht aufgestellten Kammern im U-Boot-Leib an die Oberfläche gedrückt, wo das Geschoß dann wie ein Sektpfropfen aus dem Wasser schnellte." Ungezählte Male wurde dieser Satz mit westlicher Druckerschwärze benetzt, ebenso wie die Prahlerei des US-Konteradmirals William Raborn, Chef des Polarisprojektes: „Das bedeutsamste Ereignis in der Waffenentwicklung seit dem Tage, an dem das erste Flugzeug aufstieg."
Damit machte sich der Admiral einer militärpolitischen Unterschlagung schuldig. Gerade er wußte zu genau, daß die seit 1956 betriebene Entwicklung des „Polaris"-Systems, der Kombination zwischen Atom-U-Boot, H-Bombe mit einer Megatonne Trotyl-Äquivalent und ballistischer Rakete, im Schatten von Ereignissen vor sich gegangen war, auf die der „Polaris"-Boß („Ich besaß alle erforderlichen Hilfsmittel, hatte Autorität und Geld") keinerlei Einfluß hatte. Bereits drei Jahre, bevor „Polaris"-Sektpfropfen vor der Küste von Florida knallten, hatte die damals mächtigste Waffe ihre Visitenkarte über den Weiten Sibiriens abgegeben. Im August 1957 ging die TASS-Meldung von der Existenz einsatzbereiter sowjetischer interkontinentaler Raketen um die Welt und ließ einen enormen militärischen Vorsprung des Friedens sichtbar werden.

Mangels schubkräftiger Langstreckenraketen trat das Bestreben der USA zutage. Mittelstreckenraketenbasen so nahe wie möglich an das sozialistische Lager heranzuschieben. Nachdem die Lockheed-Werke in Burbanks/Kalifornien 1956 den Zuschlag auf die ein Jahr zuvor erfolgte Ausschreibung der Navy erhalten hatten, endete am 24. 9. 1958 der erste Startversuch der „Polaris" mit einem Mißerfolg. Erst im April 1959 enttäuschte Versuchsmodell Nummer 6 seine Konstrukteure nicht. Noch anderthalb Jahre vergingen, ehe die „George Washington" als erstes amerikanisches Raketen-U-Boot vom Hafen Charleston/South Caroline zur Todespatrouille in den Atlantik und die Barentssee auslaufen konnte, mit 16 scharfen „Polaris" in den Abschußtuben. Oben auf dem Turm rauchte Kapitän Osborne kaltblütig eine Zigarre, so schrieb die Presse.

»Ein Schuß, eine Stadt«

So wünscht es sich der Militärexperte der „New York Times" W. Baldwin, und in seinen Kreisen spricht man von den „Polaris"-U-Booten als „City-Killer", Städtetöter.

Vier Versionen der „Polaris" gibt es gegenwärtig. Die A1, A2 und A2A, die, der Reihenfolge nach maximale Reichweiten von 1300, 2600 und 3200 km haben. Die 1964 einsatzreife A3 soll 4000–4600 km überbrücken, bevor sie mittels Trägheitsnavigation wirken soll.

Auf strategischen Unterwasserstraßen pirschen die schwimmenden „Polaris"-Batterien des Pentagons durch die Meere, die Kernspaltung treibt die Schraubenwelle an, garantiert die Innentemperatur des Bootes, erzeugt den Strom für komplizierte Elektronik, den Musikautomaten und die Eiscrememaschine. Der Tod hat seinen Komfort. Nicht bekannt ist, ob sowjetische Atom-U-Boote ebenfalls Eiscrememaschinen an Bord haben. Aber auch bis in die USA haben sich ihre vorzüglichen Eigenschaften herumgesprochen, sie fahren schneller und tauchen tiefer als ihre amerikanischen Gegenspieler. Das ist aber noch nicht alles. 1962 bereits berichtete die sowjetische Gewerkschaftszeitung „Trud" von einem Gruppenschießen sowjetischer mit Raketen bewaffneter Atom-U-Boote auf Erdziele, wovon bei den sonst so reklametüchtigen „Polaris"-Managern noch nicht die Rede war. Weiterhin ist bekannt, daß das Kommando der Sowjetflotte eine wichtige Aufgabe darin sieht, Marineluftwaffe und Atom-U-Boote für gemeinsame Raketenschläge aus der Tiefe des Meeres und aus großer Höhe vorzubereiten – ein Beweis dafür, welches Land Armee und Flotte am vollkommensten auf Raketenkernwaffen umgerüstet hat.

Atomschlag im Eismeer

Im Falle einer Aggression ist dem „Polaris"-System die Rolle zugedacht, aus gedeckter Stellung unter den Eiswüsten der Arktis Raketen mit H-Gefechtskopf auf Ziele im sozialistischen Lager abzufeuern. Und nicht zu verkennen ist, daß die im schnellen Umfang betriebene Umrüstung auf „Polaris" eine Modernisierung des NATO-Aggressions-Potentials bedeutet. Eine Gleichung mit mehreren Unbekannten dürfte aber jeder Versuch eines amerikanischen Atom-U-Bootes sein, auf Funkbefehl hin irgendwo am Nordpol Raketenlöcher in das Eis zu schmelzen, bevor das „Count down", das Herunterzählen vor dem Start, beginnt.

Im Kriegsfalle würde den Unterwasserpiraten der Garaus gemacht.

Aber schon jetzt leben sie Schott an Schott mit dem Risiko, welches „Polaris" heißt. Gleich vie-

(Fortsetzung auf Seite 34)

Atom-U-Boot „Patrick Henry", das den Segen der „Polaris"-Fehlstarts am eigenen (Schiffs-) Leib verspürte



Ein Hauptmann und ein Unterfeldwebel der Nationalen Volksarmee als Lumpensammler – ja, wo gibt's denn so was? – Ihr werdet lachen, das gibt's wirklich, und ihr werdet wirklich lachen, wenn ihr euch das neue Programm des Kabaretts „Die Kneifzange" vom Erich-Weinert-Ensemble anseht.

Da wandern also die beiden Lumpensammler (Hauptmann Horst Heller und Unterfeldwebel Lutz Stückrath) über die Bühne und sammeln LUMPEN, KNOCHEN, EISEN & PAPIER! Heute macht das alles der VEB Altstoffhandel, aber früher, Leute, früher . . . Ihr macht euch ja gar keinen Begriff, was da so alles weggeschmissen und wieder aufgehoben wurde, was da so von Zeit zu Zeit auf dem Müllhaufen der Geschichte landete und, auf Hochglanz poliert, wieder auf den Tisch des Hauses kam. Also Kinder, das ist zum Lachen, wenn's auch manchmal zum Heulen war. Und das alles wird

In die Kneifzange genommen

Bist du da an' Boom jeloofen?
Nee, jefahrn, mit'm Krad!
Ach, du warst wohl jestern schwoofen?
Ja, da war ick ziemlich satt!
Deinen Unfall nach dem Saufen
hätt'ste dir doch könn' erspar'n!
Ich konnt wirklich nicht mehr laufen,
und da bin ich halt jefahrn!
Das ist dümmer überhaupt,
als die Polizei erlaubt.

Dümmer als die Polizei erlaubt

Habt ihr nicht als Zirkelleiter
für uns Pioniere een'?
Is nich, Kleener, fahr man weiter –
ick will eben zirkeln jehn.–
Na, ich will nich jrade lästern –
für uns habt ihr keene Zeit:
und für uns're großen Schwestern?
Aber immer –
seid bereit!
Das ist dümmer überhaupt,
als die Polizei erlaubt.

von der „Kneifzange“ in neunzig vergnüglichen und besinnlichen Minuten teils ans Tageslicht, teils durch den Kakao gezogen.

Doch nun mal sachlich: Da hatten die Genossen vom Volksarmeekabarett eine gute Idee. Sie kramten in alten Kabarett-, Revue- und Schlagertexten der vergangenen 60 Jahre und stellten dabei fest, daß da so vieles gesungen und gesagt wurde, was sich auch in unserer Zeit für die Menschen unserer Zeit zur Freude der Mitbürger darbieten läßt. Manches mußten sie etwas abstauben, manches etwas schleifen, hier und da einen nagelneuen Nagel einschlagen — und siehe da, das Ganze wurde zu einer kabarettistischen Revue der jüngsten Zeitgeschichte.

Große Autoren- und Komponistennamen aus sechs Jahrzehnten finden sich in dieser Revue: Gilbert, Kollo, Lehar, Linke, Stoltz, Wolzogen, Hašek, Mühsam, Brecht, Tucholsky, Weinert, Becher. Großartig werden ihre Werke der heiteren und satirischen Muse dargeboten von Hauptmann Horst Heller, Oberfeldwebel Günter Karschunke, Oberfeldwebel Lutz Stückrath. Die schmissigen und schnulzigen Schlagermelodien werden von Oberfeldwebel Reinhardt Stein (am Flügel), Stabsfeldwebel Manfred Lenk (Gitarre) und Unterfeldwebel Rudi Bahr (Baß) wirkungsvoll begleitet. Das Ganze inszenierte als Gast der Regisseur Willi Porath.



Druschba, druschba-ponimaju?
Nu, gemeinsam große Kraft!
Charascho Soldat Sowjetsku!
Gute Waffenbrüderschaft!
Und was willst du dummes Luder?
Ooch en bißken diskutiern ...
Hau bloß ab — als Waffenbruder
kann ick dich nich respektiern!
Das ist dümmer überhaupt,
als die Polizei erlaubt.

So erklären Sie genauer —
Sie war'n nicht im Kabarett?
Ich war müde und auch sauer
und da bin ich gleich ins Bett!
Ich hab' schließlich eine Sollzahl!
Ja, was denken Sie sich denn?
Schlafen Sie doch im Kultursaal!
Wenn schon, denn kulturvoll penn'!
Das ist dümmer überhaupt,
als die Polizei erlaubt.



Nach dieser formvollendeten Vorstellung sei mir gestattet, im weiteren die Dienstgrade der Beteiligten wegzulassen. Diese Kunstkritik wird schließlich nicht auf der Schreibstube geschrieben, und es muß betont werden, daß wir es hier keinesfalls mit verkleideten Offizieren und Unteroffizieren zu tun haben, die so recht und schlecht zum Vergnügen ihrer Kameraden einen Mummenschanz vollführen. Nein, hier ist — dank der Förderung des künstlerischen Laienschaffens in der NVA — ein vollwertiges Kabarettensemble herangewachsen, das jedem Zuschauer ein mitreißendes künstlerisches Erlebnis bietet und das vor wenigen Wochen mit gutem Recht und leider nur einmalig im Theatersaal des Berliner Kabaretts „Die Distel“ gastierte.

Doch nun 'rein ins Vergnügen! Ja, es ist schon ein Vergnügen, wenn man merkt, wie zeitbezogen flotte, schmalzige und auch alberne Schlager doch sein können. Da wurde im ersten Weltkrieg, als die Landser in den Materialschlachten verbluteten, im Berliner Metropol-Theater von dem Puppchen geträllert, das der Augenstern irgendeines lackierten Affen sein sollte. Wenn nun heute die Jungen von der „Kneifzange“ singen: „Kruppchen, du bist mein Augenstern, Kruppchen, dich haben alle gern“, dann weiß

man doch gleich, daß alle die Kriegsgewinnler und Militaristen an diesen Materialschlachten verdienten. Es ist nicht nur umwerfend komisch, sondern auch überzeugend, wenn Helmut Röhler einen verkalkten und vertrottelten kaiserlichen General darstellt, der mit weinerlicher Stimme das ursprünglich flotte Marschlied singt: „Adieu, mein kleiner Gardeoffizier." Das war nach dem Zusammenbruch der kaiserlichen Armee, aber dann erleben wir mit Grauen, wie der schwungvolle Schlager „Hoppla, jetzt komm' ich!" nicht von Hans Albers, sondern von zwei SA-Leuten gesungen wird. Da wird einem so richtig klar, was da Anfang der dreißiger Jahre so „unpolitisch" getrommelt und gepfiffen wurde. Die kluge Auswahl und beziehungsvolle Aussage bekannter Schlager schafft temperamentvolle Übergänge zu den scharfen satirischen Szenen und Songs von eindringlicher Überzeugungskraft. Helmut Röhler zeigt uns den liebenswert schalkhaft-dümmlichen braven Soldaten Schwejk, der mit listiger Tölpelhaftigkeit die Notbremse des Militärzuges zieht, und Winfried Freudenreich läßt uns durch seine herrlich ironisierende Darstellung die Gestalt des kleinbürgerlich-reformistischen Lampenputzers — „Revoluzzers" erleben, der nach der Theorie strebt, „wie man revoluzzt und dabei doch Lampen putzt". Der mit tiefsinnigem Berliner Humor von Horst Heller gestaltete Monolog eines leicht besoffenen Herrn läßt uns lachend erkennen, wie widersinnig und volksfeindlich das ganze Geschwätz von der Vielparteiendemokratie war, und endet in der bitteren Erkenntnis der Monate vor Beginn der Naziherrschaft: „Uffgelöst wer'n wa doch ... rejiert wer'n wa doch ..."

Das Kabarett ist nun keineswegs ausschließlich eine Lachbühne, und so werden wir zutiefst gepackt von Winfried Freudenreichs meisterhaft künstlerischer Gestaltung in Brechts „Legende vom toten Soldaten" und zornig bewegt von der Figur des Arbeitslosen, der sein bitter ironisches Stempellied singt. Bertolt Brechts neuer „Kanonensong" macht uns deutlich, wie im Westen Deutschlands alles beim alten geblieben ist.

Damit wären wir in unseren Tagen angelangt, in denen es hüben und drüben noch so manchen und so manches gibt, der oder das dümmer ist als die Polizei erlaubt, wie es im großen Finale mit den vielen kleinen und treffsicheren Strophen heißt.

Spenden wir also herzlichen Beifall; und wenn jetzt noch jemand sagt, Geschichtsunterricht müsse langweilig und trocken sein, dann antworten wir: Den Zahn laß dir man ziehen — von der „Kneifzange". *Peter Nelken*

(Fortsetzung von Seite 31)

len ihrer flüssigkeitsgetriebenen Schwestern machte sich auch die neueste ballistische Hoffnung der US-Admiralität den Namen einer unberechenbaren Primadonna. Von 10 „Polaris" erreichten durchschnittlich nur zwei das Ziel, hinzu kommt die unnormal große Zielabweichung.

»A 3« hörte nicht auf das Signal

Höchste Offiziere der US-Navy mußten beim Probeschießen des Atom-U-Bootes „Patrick Henry" am 22. September 1960 erleben, wie ihnen die Rakete Nummer eins aufs Dach fiel. Nach dem Austritt aus dem Meer hatte der Zeitzünder nicht funktioniert, war die Wasseroberfläche nicht von dem wuchtig auftreffenden Gasstrahl in eine betonharte Abschußplattform verwandelt worden. Statt dessen setzte die Rakete zum Tauchversuch an, verursachte ein mächtiges Loch im Rumpf der „Patrick Henry", bevor sie auf den Meeresboden sank. Das, was der „Patrick Henry" damals widerfuhr, ist heute noch aktuelle Aussicht, und die Raketentechniker von Cap Canaveral können ganze Lehrbücher über die Unzuverlässigkeit des Steuerungssystems der „Polaris" verfassen. Darin steht die A3 der A1 keineswegs nach. Im Dezember 1962 mißlang sogar der Versuch, eine ins Schlingern geratene Rakete dieses Typs durch Funksignale zu zerstören. Der größte Teil des Projektils blieb unversehrt, änderte plötzlich den Kurs und stürzte 300 bis 350 Meilen nordöstlich von Cap Canaveral ins Meer.

Um das „Polaris"-Stützpunktsystem zu vervollständigen, um die Abschußpositionen möglichst nahe an das sozialistische Lager zu bringen, sollen auch „Frachtschiffe" mit je acht „Polaris"-Raketen ausgestattet werden, die im Überwasserstart abgeschossen werden sollen.

Noch diskutiert wird der Einsatz der „Polaris" von landgebundenen Basen, besonders Eisenbahnen, allerdings dürfte hier der Feststoffrakete „Minuteman" der Vorzug gegeben werden. Völliger Ablehnung verfiel ein Vorschlag Bonner Admirale, die „Polaris" auch auf konventionellen U-Booten einzubauen.

Immer zwei Jahre lang stehen je 16 „Polaris" in Abschußrohren, die durch alle drei Decks der Atom-U-Boote reichen, mit dicken Wänden isoliert und durch Schotten für Techniker zugänglich. Dann werden sie ausgewechselt. Im Munitionsarsenal der USA-Marine von Charleston herrscht immer Hochbetrieb, hier werden die „Polaris" gepflegt und armiert, bevor sie in vier Teile zerlegt im Boot montiert werden. Das Pentagon befindet sich in der „Polaris"-Saison, in den Häfen der Werft laufen neue U-Boote vom Stapel, auf Cap Canaveral donnern die Versuchsschüsse, und im Bonner Generalstab wird der Appetit auf diese Waffe immer größer. Die sowjetische Überlegenheit auf allen Gebieten des Militärwesens macht die „Polaris"-Strategie zur Illusion auf Tauchstation! Diese Überlegenheit wird auch die „Polaris"-Krieger zwingen, das Kräfteverhältnis zu respektieren.

Jochen Bendix

Freitags kommt der Kellermörder



Nach Tatsachen frei gestaltet von Gerhard Berchert

Auffallend lockiges braunes Haar hat diese junge Frau, die mit dem obligatorischen Drahtkorb am Arm suchend an den Regalen eines Selbstbedienungsladens in der Schönhauser Allee entlanggeht. Wohlgefällig ruhen die Blicke des Verkaufsstellenleiters auf diesem Haar, wandern langsam tiefer ... O ja, auch die übrigen Proportionen stimmen.

Stundenlang könnte ihr der Mann in dem weißen Kittel so zuschauen, doch da reißt ihn die herbe Stimme der ältlichen Kassiererin aus seiner Versunkenheit.

„Herr Meng! Haben wir nun noch Pilsner da oder nicht?"

„Moment", sagt er ungehalten, „ich hole gleich welches aus dem Keller!"

Geräuschvoll rückt er einige Kästen mit leeren Flaschen beiseite, um gleich darauf ächzend eine bisher darunter verborgene, in den Fußboden eingelassene Luke hochzuwuchten. Langsam klettert er die steile Stiege hinab, aus der Froschperspektive noch einen verstohlenen Blick auf die wohlgeformten Beine der reizenden Kundin riskierend. Doch die scheint es mit einemmal sehr eilig zu haben. Schnell legt sie, nach einem flüchtigen Blick in Richtung der Kelleröffnung, ein Päckchen Knäckebrot in den Korb, bezahlt an der Kasse und ist Sekunden später im Strom der an den Schaufenstern vorüberhastenden Straßenpassanten verschwunden.

In der folgenden Nacht schreckt Ferdinand Meng gegen Morgen aus dem Schlaf. Ein schrilles Hämmern erfüllt plötzlich den Raum, dringt schmerzhaft auf ihn ein. Verständnislos starrt er in die Dunkelheit, bis er begreift:

Das Telefon läutet! Schlaftrunken nimmt er den Hörer ans Ohr, meldet sich, versteht zunächst kein Wort.

„Einbruch?" murmelt er vor sich hin. „Wo denn? In der Verkaufsstelle? Ich komme sofort!"

Mit einem Schlag ist Ferdinand Meng hellwach. Vor dem Geschäft wird er schon erwartet und zu seiner Verwunderung in den Keller geführt. Dort sind zwei Mann bei der Arbeit, fotografieren und kriechen in all den staubigen Ecken herum.

„Meng!" stellt sich Ferdinand verlegen vor und bleibt verwundert vor einem an der Erde kauernden Kriminalisten stehen, der versonnen ein längliches Stück Eisen betrachtet, einen gewöhnlichen Nagelheber, wie er zum Öffnen von Kisten verwendet wird. Behende richtet sich der Mann nun auf.

„Klausing", sagt er, „Oberleutnant Klausing. Guten Morgen! Sie sind der Verkaufsstellenleiter?" Und als Ferdinand Meng das mit einem zaghaften Kopfnicken bestätigt, wendet sich der Volkspolizist an den anderen Genossen: „Genosse Hauptmann! Sehen Sie, was ich hier unter der Kellertreppe vorgeangelt habe. Sieht aus wie frisch benutzt. Kein bißchen Staub dran."

„Ein Kistenöffner", fühlte sich Ferdinand verpflichtet zu ergänzen.

„Ganz recht", sagt der Hauptmann. „Gehört er Ihnen?"

„Nein, wir haben einen anderen. Aber was ist denn eigentlich los?"

„Wohin führt diese Tür?" fragte der andere unbeirrt weiter.

„Ins Lager."

„Und von dort kommt man über eine Treppe in den Ladenraum?"

„Stimmt!" sagt Meng aufgeregt. „Da ist eine Luke." Mit einem Satz ist er an der Tür zum Lager. Ein Brett ragt ihm halb herausgebrochen entgegen. Doch das Loch ist zu klein, als daß je-



mand hindurchgeschlüpft sein könnte. Und die Tür ist verschlossen.
„Zu!" stellt Ferdinand erleichtert fest.
„Ja", sagt der Hauptmann. „Der Einbrecher ist durch irgend etwas gestört worden. Ein Schichtarbeiter, der sein Fahrrad in den Keller brachte, bemerkte das Loch und verständigte die Volkspolizei. Ist Ihnen in der letzten Zeit etwas Verdächtiges aufgefallen? Hat sich vielleicht jemand für die Kellerluke interessiert?" „Nicht, daß ich wüßte", meint Ferdinand Meng, und erst als er wieder im Bett liegt, durchfährt es ihn siedendheiß. Die Frau mit den braunen Locken. Natürlich, sie hat nach der Falltür Ausschau gehalten. Deshalb ist sie auch so schnell verschwunden, als er schließlich in den Keller stieg. Eigentlich müßte man gleich den Hauptmann anrufen. Doch da fallen ihm schon die Augen zu. Dieses Weib kaufe ich mir, wenn es wieder auftauchen sollte, denkt er noch, dann gleitet er sacht ins Traumland hinüber.
Im Präsidium der Volkspolizei brütet zur gleichen Zeit Hauptmann Enkelmann, immer noch mit ein wenig Kellerstaub an den Hosenaufschlägen, über einem umfangreichen Aktenstück. Kein Zweifel, denkt er, das war auch heute wieder derselbe Bursche, der schon seit Monaten in Berlin sein Unwesen treibt. Er versuchte einwandfrei seine übliche Methode: Einbruch in die oft schlecht gesicherten Ladenkeller, Einstieg in die Verkaufsräume durch Kellerluken, Raub des vorhandenen Bargeldes. Leider hat er dabei bisher noch niemals verwertbare Finger- oder Schuhspuren hinterlassen. Von den einschlägig Vorbestraften hatte bisher noch niemand nach dieser Methode „gearbeitet". Also ein Neuer?
Mit einem leisen Seufzer erinnert sich Franz Enkelmann an die Sisyphusarbeit, die er und seine Mitarbeiter in den letzten Wochen leisteten. Einige tausend Personen waren zu überprüfen: Alle Neuzuzüge der letzten Jahre, besonders natürlich die „Branchenkundigen" unter ihnen. Nach erster Auslese waren etwa 150 verdächtige Personen übriggeblieben, die nun noch gründlicher „gesiebt" werden mußten. Sinnend tritt der Hauptmann vor den an der Wand hängenden Stadtplan. Fein säuberlich ist dort jeder einzelne Einbruch mit einem numerierten Fähnchen markiert. Die aufeinanderfolgenden Tatorte liegen in der Regel in entgegengesetzter Richtung, und die Karte sieht schon recht bunt aus. Auffällig ist, daß der Einbrecher meist in der Nähe der Straßenbahnlinie 46 operiert. Höchstwahrscheinlich benutzt er diese Linie bei seinen Raubzügen. Man könnte sogar vermuten, daß er in ihrer Nähe wohnt — wenn er nicht mit der S-Bahn kommt und an einem der Kreuzungspunkte umsteigt.
Seit Wochen werden nun schon die Haltestellen der „46" beobachtet, vor allem freitags von Mitternacht bis 4.00 Uhr früh, denn diese Zeit bevorzugt der Täter. Doch die Beobachtung hat ebenfalls noch kein brauchbares Ergebnis geliefert. Freilich, viel Gepäck wird der Mann nicht bei sich haben. Ein bißchen Werkzeug, vielleicht in der Aktentasche. Das Diebesgut beansprucht auch nicht viel Platz: meist nur Geld, höchstens eine Flasche Sekt, ein paar Schachteln „Orient", etwas Kaffee, Parfüm, Haarlack. Geschenke für die Frau oder Freundin? Ist eine Frau mit im Spiel? Sie könnte beispielsweise beim Einkauf unauffällig in den Geschäften vorhandene Kellerluken auskundschaften.
Vermutungen über Vermutungen — gestützt auf geringfügige Anhaltspunkte.
„Genosse Hauptmann!" Unbemerkt ist Oberleutnant Klausing eingetreten. Seine Stimme durchbricht die grüblerische Stille. „Genosse Hauptmann", wiederholt er eine Spur lauter und freudiger als üblich, „endlich eine vernünftige Spur. Der Nagelheber gehört tatsächlich unserem Einbrecher. Die letzten beiden Keller hat er ganz einwandfrei damit aufgeknackt, sagen die Kriminaltechniker. Wahrscheinlich benutzte er das Ding aber noch öfter. Das wird anhand der Kratzspuren gerade überprüft."
Mit zunehmendem Interesse hat Hauptmann Enkelmann zugehört.
„Fingerabdrücke?" fragt er hastig. Doch da verfinstert sich das Gesicht des Oberleutnants wieder.
„Leider nicht. Der Bursche ist zu raffiniert."
„Immerhin", meint der Hauptmann, „die Spur kann uns auch so weiterhelfen. Zunächst müssen wir wissen, wo das Werkzeug herkommt, wo es fabriziert wurde usw. Außerdem werden wir noch was anderes machen." Nachdenklich, mit kaum gehobener Stimme, nicht anders, als bereite er einen Sonntagsausflug vor, entwickelt er seinen Plan.



Illustrationen: Paul Klimpke

Langsam, ganz langsam löst sich ein vom letzten Regenguß zurückgebliebener, im Lichte der Straßenlaterne silbrig glitzernder Wassertropfen vom Fenstersims, beschreibt, vom plötzlich auffrischenden Nordost ein Stückchen mitgerissen, einen zierlichen Bogen und fährt dann eilig einem einsamen nächtlichen Fußgänger unversehens klatschend in den Nacken.

Lautlos flucht Günter Klausing vor sich hin. Da hat er wieder einmal den richtigen Posten erwischt. Den verspäteten Nachtschwärmer spielen, aus einer Nische ungesehen beobachten, dann wieder sich unauffällig an die Fersen eines Verdächtigen heften — das alles mag in lauen Sommernächten durchaus seinen Reiz haben. Doch wenn der Mantel vor Nässe trieft und die Nasenflügel vom kaum noch zu unterdrückenden Niesreiz erbeben, dann pfeift man auf die Kriminalistenromantik. Zudem ist die Straße wie ausgestorben. Nur die eigenen eiligen Schritte hallen von den Hauswänden wider, ein kicherndes Echo, das in gleichmäßigem Rhythmus hämisch wiederholt: Ki-sten-öff-ner, Ki-sten-öffner. Das Wort geht einfach nicht mehr aus dem Ohr. Verflixter Nagelheber. Die Nachforschungen haben leider noch nicht viel erbracht. Fest steht nur, daß er aus Westberlin stammt. Doch wer hat ihn sich vor dem 13. August 1961 von dort mitgebracht? Ein ehemaliger Grenzgänger vielleicht, ein Zimmermann oder Transportarbeiter, die solches Werkzeug brauchen? Es hatte sich bis jetzt noch nicht feststellen lassen.

Wieder beginnt es zu tröpfeln, und Oberleutnant Klausing beschleunigt seinen Schritt noch mehr. Zwar wird er sich erst in zwanzig Minuten mit einem anderen Genossen treffen, aber jeder „normale“ Fußgänger würde jetzt auch schneller laufen, und so tut es der Kriminalist ebenfalls, um nicht mit langsamem „Streifentempo“ eventuell dem Kellermarder unvorsichtigerweise zu verraten, daß er auf ihn wartet. Wenn dieser Kerl jetzt wenigstens in dieser öden, verlassenen Häuserschlucht auftauchen würde, dann wüßte man, daß sich der Aufwand gelohnt hat. Denn Aufwand ist diesmal getrieben worden. Eine ganze Armee von Volkspolizisten und freiwilligen VP-Helfern hatte der Hauptmann auf die Beine gebracht, als er nach gründlichem Studium der „Arbeitsmethodik“ des Einbrechers zu der Meinung gekommen war, daß jener mit aller Wahrscheinlichkeit an diesem Freitag zwischen 0.00 und 4.00 Uhr akkurat in dieser Gegend auftauchen würde. Natürlich standen die Genossen nicht einfach auf den Straßen herum. Unauffällig beobachteten sie die in Frage kommenden Geschäfte, aus Hausfluren und hinter den Gardinen ihrer Wohnungen, aber auch aus besonders günstig gelegenen Wohnungen, die von verständnisvollen Mietern bereitwillig für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wurden. Einige große Läden waren mit zuverlässigem Verkaufspersonal besetzt, in anderen hatte man elektrische Warnanlagen an den Kellerluken angebracht. Alles bestens organisiert, denkt der Oberleutnant. Wenn der Einbrecher kommt, muß er in die Falle tappen. Doch wie es scheint, kommt er nicht — zumindest nicht dort, wo Günter Klausing jetzt in die Finsternis starrt und erbärmlich friert.

Doch nicht nur dem Oberleutnant kriecht die Kälte ins Gebein. Einige Straßenzüge entfernt hockt Ferdinand Meng mit klappernden Zähnen, wie auch in den Nächten zuvor, im Keller seiner Verkaufsstelle, fest davon überzeugt, daß der Einbrecher früher oder später erscheinen würde, um seine neulich unterbrochene Tätigkeit fortzusetzen. Würde SIE es sein — oder ihr Mann, vielleicht ihr Geliebter? Würde sie überhaupt dabei sein, bei dem verbrecherischen Tun helfen, das Werkzeug zureichen oder leuchten? Ferdinand ist nicht ganz sicher, welche Variante ihm lieber wäre — und während er darüber nachsinnt, vergeht die Nacht, ohne daß sich außer der Katze des Nachbarn irgend jemand an der Kellertür zu schaffen gemacht hätte.

„Keine besonderen Vorkommnisse“, meldet sich Oberleutnant Klausing bei seinem Vorgesetzten zurück. „Der Täter ist nicht erschienen.“ Aus müden Augen blickt ihn der Hauptmann an. „Doch“, sagt er dann, „er ist erschienen und nach dem Einbruch unerkannt verschwunden.“

„In einem anderen Stadtbezirk?“ fragt der Oberleutnant bestürzt.

„Nein, in dem von uns besonders gesicherten Abschnitt!“ Niedergedrückt hängen die beiden Genossen eine Weile ihren Gedanken nach. Dann fragt Klausing, und in seiner Stimme schwingt grenzenlose Verwunderung mit:

„Wie war das nur möglich? Haben wir einen Fehler gemacht?“ Franz Enkelmann zuckt mürrisch mit den Schultern.

„Wir haben wohl nicht damit gerechnet, daß der Bursche so außerordentlich raffiniert und zugleich ungeheuer vorsichtig ist. Offensichtlich tauchte er in dem Strom der Frühschichtarbeiter unter, der sich von uns schon nicht mehr zuverlässig kontrollieren ließ. Es waren zu viele Leute auf den Straßen, die man nicht mehr einzeln beobachten konnte.“

„Aber die Warnanlagen und die Wachen in den Geschäften?“

„Zufall — hundsgemeiner Zufall! Der Täter hat einen Laden erwischt, der nicht besonders gesichert war.“

„Vielleicht ist er gewarnt worden?“

Enkelmann schüttelt verneinend den Kopf.

Anekdotisches

Die Meldung

Zur Zeit des abendlichen Stubendurchganges des UvD besichtigt auch ein Oberstleutnant von der vorgesetzten Dienststelle einige Unterkunftsräume. In einer Stube fragt ihn unsicher Soldat Beyer, ein junger Genosse: „Sie sind doch sicher hier Vorgesetzter?“ – „Ja!“ – „Da haben Sie aber wirklich Pech wegen der Meldung. Der Stubenälteste ist nämlich vor zwei Minuten ’rausgegangen.“



Künstlerpech

Während einer Truppenübung tauchen bei der Geschützbedienung Röhrborn Kameraleute auf. Kurz darauf ist Stellungswechsel. Die Kameras surren. Unbarmherzig brennt die Sonne. Das Fett im Radlager tropft auf die Bremsbeläge. Als die Kanoniere das Geschütz in die neue Stellung rollen, versagen die gefetteten Bremsbeläge ihre Dienste. Die Kanoniere springen zur Seite und das Geschütz rollt die steile Einfahrt hinunter. Nur der Richtkanonier hat den Anschluß verpaßt und hängt am Hebebaum in der Schwebe. „Genosse Wachtmeister“, fragt einer der Kameraleute den fassungslos dreinschauenden Geschützführer. „Muß das immer so sein?“

Jacke wie Hose

Gelegentlich nutzt Soldat Weise die Mittagspause, um seine Glieder etwas auszuruhen. Neulich betrat der Kompaniechef die Stube. „Genosse Soldat, warum liegen Sie mit Schnürschuhen auf dem Bett?“ Weise, noch halb im Schlaf, räkelt sich hoch: „Dafür kann ich nicht, Genosse Hauptmann. Meine Stiefel sind noch beim Schuhmacher.“

Prompt ausgeführt

„Sie sollten sich ab und zu auch nach Dienstschluß in der Einheit sehen lassen“, sagt der Bataillonskommandeur zu Hauptfeldwebel Milde. „Teilen Sie das auch den anderen Hauptfeldwebeln mit.“ – Als der Kommandeur noch am gleichen Abend am Restaurant „Einheit“ vorübergeht, traut er seinen Augen kaum. Vollzählig und guter Dinge kommen die Hauptfeldwebel seines Bataillons aus dem Lokal. „Erinnern Sie sich unseres Gesprächs?“, fragt er Hauptfeldwebel Milde. „Jawohl, Genosse Hauptmann. Ich melde, Befehl ausgeführt!“



Vignetten Harri Parschau

„Daran dachte ich erst auch. Aber dann hätte sich der Bursche für diese Nacht garantiert ein anderes Revier gesucht. Dazu ist er zu vorsichtig.“
„Also können wir im Prinzip das Überwachungssystem beibehalten? Einmal muß er sich dann fangen.“
„Ja“, sagt der Hauptmann. „Aber jetzt verschwinden Sie erst mal in die Federn! Wenn Sie ausgeschlafen haben, reden wir weiter darüber.“
Unruhig wälzt sich, genau eine Woche später, die Hausfrau Klara Bernhard auf ihrer Lagerstatt hin und her.
„Hans-Gustav!“ sagt sie schließlich scharf in Richtung des anderen Ehebettes, „Hans-Gustav, schnarch’ nicht!“ Ein undeutliches Gemurmel kommt als Antwort, ein Kurren und Ächzen, dann ist es still. Langsam schließt die Frau die Augen, da schreckt sie ein Geräusch wieder hoch.
„Hans-Gustav!“ ruft sie halblaut. „Hans-Gustav, wach auf, im Keller ist wer!“ Schlaftrunken richtet sich ihr Mann im Bett hoch.
„Was ist?“ fragt er gähnend. „Hast du schlecht geträumt?“ Die Klara sollte mal zum Arzt gehen, denkt er dabei ärgerlich. Wird mit ihren fünfzig Jahren schon langsam wunderlich. Doch jetzt stutzt auch er. Ganz deutlich ist ein Knirschen und Schaben zu hören. Es kommt aus dem Keller, direkt unter dem Schlafzimmer. Eine Minute später schon hastet er in Pantoffeln und Nachthemd, einen Mantel lose über die Schultern geworfen, die Kellertreppe hinab. Seine Frau immer zwei Schritte hinter ihm. Unten bleibt er erschrocken stehen. Am Keller der Konsum-Verkaufsstelle hantiert ein Mann mit einem Brecheisen herum.
„Was machen Sie denn da?“ fragt Bernhard überflüssigerweise. Der andere fährt herum, hebt drohend das Brecheisen, kommt langsam näher. Er mag nicht älter als 25 Jahre sein.
„Det jeht dir jarnischt an!“ sagt er. In diesem Moment zerrt Klara Bernhard ihren Mann eilig die Treppe wieder hoch. Man müßte sofort die Volkspolizei rufen, denkt er – doch inzwischen ist auch der Einbrecher schon die Stufen heraufgehastet.
„Weg da!“ keucht er und holt mit der Stange aus, da fällt ihm die Frau in den Arm, entreißt ihm das Eisen, schleudert es fort. Ein heftiger Schlag vor die Brust wirft sie zu Boden. Mit weit offenem Mund will sie um Hilfe rufen, doch sie bringt vor Entsetzen keinen Ton heraus. Einen Augenblick später landet ihr Mann, von einem Faustschlag halb betäubt, direkt vor ihren Füßen. Gleich darauf ist der Verbrecher auch schon verschwunden. Doch sein Gesicht – sein Gesicht wird sie so schnell nicht vergessen.
„Nun, Frau Bernhard“, fragt Hauptmann Enkelmann einige Tage danach in einem kleinen Café in der Kastanienallee, „haben Sie ihn wiedererkannt? Aber nehmen Sie doch erst einmal Platz und beruhigen Sie sich.“ Doch Klara Bernhard hat keine Ruhe zum Sitzen.
„Er ist es, Herr Hauptmann!“ stößt sie aufgeregt hervor. „Er ist es, das kann ich beschwören.“
„Wir sind Ihnen sehr dankbar, Frau Bernhard“,

(Fortsetzung auf Seite 61)


Strand-
Paß auf,
Genosse Unterfeld,
daß dieses Kind
nicht 'runterfällt!





Nur Schwierigkeiten
gibt's bei allen,
wenn solche kleinen
Mädchen fallen . . .
Drum achtet
unser Unterfeld
besonders
auf die Damenwelt.





Und wo er wo
am Badestrand
so eine
weiche Wade fand,
da war er ständig
interessiert,
daß diesen Damen
nichts passiert.

Ob sie nun lesen
oder lächeln,
mit Fingern
oder Fächern fächeln,
ob sie allein sind,
ob zu zweit –
er sucht
nach der Gelegenheit . . .





Zum guten Ende
aber klappte
es bei der Dame,
die er schnappte . . .
Und (unter uns!)
der Unterfeld
hat sich noch oft
was nachbestellt!

K Sex

. . . gelegentlich
mal anzubandeln
und nach Versuchen
zu verhandeln,
wie weit sie
ab- und zugeneigt . . .
auch wenn ihm wer
die Zunge zeigt.

Worauf er rasch
„Verzeihung" stammelt
und weiterhin
sein Strandgut sammelt . . .

Denn wenn man solche
Zunge sieht,
und wenn das so
charmant geschieht,
dann kann's (das fällt
ihm dabei ein –)
auf keinen Fall
ein Strand-Korb sein.

(Man merkt zuweilen
erst sehr spät,
daß irgendwas
„ins Auge geht"!)

Und um ihr
(nebenbei) zu zeigen,
was ihm für Muskelkraft
zu eigen,
spannt er
sein Muskelkraftpaket . . .
doch (siehe Zunge!)
– wohl zu spät.



„He, du!“, sagte ich zu Beppo, was mein Toto-Otto ist und mir im 6 aus 49 immer die teuersten Systeme aufschwatzen will, „he, du!, siehst du links das Buttergeschäft?“

„Das, wo der Soldat ’rauskommt?“

„Ja. aber wir gehen rechts ’rein. bei den Soldaten, die hier Offiziersschüler heißen und einen oder zwei oder drei silberne Balken auf den Schulterstücken haben, damit du erkennen kannst, wie weit sie noch weg sind von dir — als künftige Offiziere.“

So kamen wir zum Posten und sagten artig „Guten Tag!“ Nachdem man uns eingelassen hatte. rannte Beppo schnurstracks auf den ersten Offiziersschüler los, um ihm unser Anliegen vorzutragen, welches genaugenommen sein, des tauglich-eins gemusterten Soldaten in spe Begehr war: Zu erkunden, welche sportliche Leistungsklasse seine künftigen Offiziere hätten. Denn Sport war Beppos große Leidenschaft. Getreu dem schönen Motto „Jedermann an jedem Ort — jede Woche einmal Sport!“ galoppierte er jeden Sonnabendnachmittag um 14.55 Uhr zur Toto-Annahmestelle. um unseren, in den harten Kämpfen einer Woche zusammengestellten, 6-aus-49-Tip auf dem Wettschein zu realisieren. Und nun waren wir auf sein Drängen ausgezogen, um (der Tradition entsprechend!) sechs Offiziersschüler zu testen, was denn sie für den Sport übrig hätten.

Der uns entgegenkommende Offiziersschüler erwies sich als ein solcher mit drei Balken, mit Namen Manfred Glomb, 22 Jahre alt, Elektromonteur aus Genthin. Er befand sich gerade auf dem Weg zum Handball-Punktspiel ASG Döbeln gegen Motor Colditz. „Fein“, entgegnete Beppo, „da kommen wir mit; und wenn’s unten zu langweilig wird, unterhalten wir uns.“

Doch es wurde nichts daraus, weil Beppo mit allem gerechnet hatte, nur nicht damit, daß es auch Leute gibt, die auf den Sportplatz gehen, um Sport zu treiben. So vernahmen wir zwischen Umkleidekabine und Spielfeld im Telegrammstil lediglich folgendes von unserem Gesprächspartner: Daß er 6,13 m weit springt, abnahmeberechtigt für das Sportabzeichen ist, die 100 m in 11,6 sec läuft, die Übungsleiterscheine für Massensport und Leichtathletik hat, im Hochsprung 1,63 m erreicht und den vierten Wiederholungsanhänger zum goldenen Sportabzeichen besitzt . . .

„Wie war sein Name?“ fragte mich Beppo.

„Glomb, Manfred!“

„Muß ich mir merken“, brabbelte er vor sich hin. „Bei dem darf ich auf keinen Fall landen — da komme ich ja vor lauter Sport nicht mehr zum Toto-tippen!“

Als die ASG-Spieler das neunte Tor geworfen hatten, trollten wir uns. In die dritte Kompanie, woselbst Beppo — wieder mutig geworden und auf sein Glück hoffend — sich vertrauensvoll an einen gutmütig aussehenden Genossen wandte.

„Was sagt ihnen der Name Tokio?“

„Tokio — na, das ist doch der Austragungsort der Olympischen Sommerspiele 1964, Hauptstadt Japans; jenes Landes, in dem Judo Volkssport Nr. 1 ist!“

„Judo!“, staunte Beppo und kratzte sich hinter dem Ohr, „kennen Sie Judo?“

„Aber klar, hab’ doch selber den gelben Gürtel, und zum 4. Kyu fehlen mir nur noch zwei Wettkämpfe. In der Woche gehe ich zweimal auf die Matte, zusammen mit den neun anderen Genossen unserer Kompanie, die gleichfalls der Sektion angehören. Übrigens hat mir mein Judotraining zur Note 1 in der Nahkampfausbildung verholfen.“ Und an Beppo gewandt, meinte Harald Witschas: „Wie ist’s, wollen wir mal ein Match machen?“

Doch zu seinem Glück war Beppo dem Einflußbereich des Bautzener Drehers bereits enteilt und hatte sich hinter einem Riesen von 1,95 m Lebensgröße versteckt, welcher Offiziersschüler Hartwig Müller hieß.

Aber es war zum Heulen.

Er, der niemals auch nur im Traum auf die Nr. 35 (Sportart Schwimmen) gesetzt hätte, geriet an einen Schwimmer — und dann noch an einen. der sich mit fünf Jahren freigeschwommen und mit sechs Jahren an seinem ersten Wasserballspiel beteiligt hatte. Beppo verdrehte leicht die Augen und bat um eine Sicherheits-Eskorte von zwanzig bewaffneten Nichtschwimmern, damit sie ihn vor einem eventuellen Wurf in den Ententeich des Bürgergartens behüte.

„Wozu denn das?“, fragte ihn lachend der lange Offiziersschüler. „Erstens bin ich Rettungsschwimmer und zweitens ausgebildeter Übungsleiter. Bei mir haben schon fünfzig, sechzig Genossen schwimmen gelernt. weshalb das mit der Nichtschwimmer-Eskorte äußerst problematisch ist. Woher nehmen und nicht stehlen?“

Beppo war fix und fertig. Zumal er hören mußte, daß 64 % der Offiziersschüler das Schwimmabzei-

chen der Stufe II und 28% das der Stufe III tragen. „Und bald wird jeder vierte Genosse ein perfekter Rettungsschwimmer sein", grinste ihn Hartwig Müller freundlich an. Als er ihm dann noch seine Sportklassifizierung II und die beiden Urkunden von den vorjährigen Meisterschaften der Lehranstalten zeigte, wo er über 100 m Kraul (1:07.0 min) und 100 m Schmetterling (1:25.9 min) Sieger geworden war, fiel Beppo unter den Tisch. Er kam erst wieder zu sich, als ihm ein blonder Junge mit zwei blitzenden Goldzähnen unter die Arme griff. Wie sich herausstellte, handelte es sich hierbei ebenfalls um einen Hartwig – Hartwig Kasten nämlich, 21 Jahre alt, im Kreis Staßfurt zu Hause.
Der Name Staßfurt machte Beppo wieder zu einem normalen Menschen, weil er dachte, er säße daheim vor seinem Fernseher gleichen Fabrikats, an dessen Mattscheibe er zu jedem Fußballspiel einen klassischen, unübertroffenen Nationaltrainer abgibt, gegen den Karoly Soos ein elender Stümper ist.
Doch Beppo saß vielmehr vor einem dicken Buch, in dem Hartwig Kasten, der als Sportorganisator allerhand auf dem Kasten hat, die Bilanz des Sportlebens seines fünften Zuges zu ziehen pflegt.
Da wimmelte es von interessanten Sachen: Hallenfußballturniere, Wettbewerbe im Tauziehen, Waldläufe, Handballspiele, Training für die Leipziger Sportschauübung, Wettkämpfe in der Leichtathletik, Schach, Tischtennisvergleiche usw. usw. Nicht zu vergessen natürlich der Erwerb des Sportabzeichens: Neun der 22 Genossen haben es in Gold, zwölf in Silber und vierzehn die Abnahmeberechtigung. „Unser Zug liegt immer im Spitzenfeld der Sportgruppe", berichtete Offiziersschüler Kasten. „Die Schreibweise für Sport ist bei uns so: SPORT, nämlich groß!"
„Schnell weg von hier!", flüsterte mir Beppo zu. Bums – da gab es einen Zusammenstoß.
„Entschuldigung!", sagte höflich der Offiziersschüler mit den lustigen blauen Augen, den Beppo angerempelt hatte, und stellte sich vor: „Dieter Michaelis."
„Sehr erfreut – Beppo."
„Suchen Sie jemand?"
„Nicht direkt, ich wollte mir nur mal meine zukünftigen Offiziere ansehen – unter uns gesagt, ich bin nämlich tauglich eins und bald dran!"





Illustrationen: Harri Parschau

„Fein, ich bin ebenfalls tauglich eins. Wäre ja auch gelacht, wenn es bei einem Sportler nicht dazu reichen würde. Ich war nämlich mal auf der Kinder- und Jugendsportschule, damals, bevor ich Blechschlosser lernte, in Magdeburg. Und heute ist die militärische Körperertüchtigung mein Lieblingsfach. Ohne Sport bin ich nur ein halber Mensch. Am liebsten gehe ich an den Barren – oder hechte über das lange Pferd, so einsdreißig hoch. In MKE habe ich immer die Note 1. Für später ist das gut, da kann ich meinen Soldaten alles genau vormachen, was ich von ihnen verlange . . ."
„Danke, mir reicht's. Hoffentlich sehen wir uns nie wieder!"
Sprach's und verschwand – Beppo, was mein Toto-Otto ist.
„Bep-po!", rief ich, aber Beppo antwortete nicht. Ich ging 'runter ins Stadion. Es regnete. Auf der nassen Aschenbahn zogen etliche Offiziersschüler ihre Runden, dreitausend Meter lang.
Da war ja auch Beppo. Er saß auf einer Hürde und klapperte entsetzlich.
„Fürchterlich", jammerte er, „auch der Sechste eine Niete!"
„Wieso?"
„Na, da vorn, siehst du nicht, der mit den langen, raumgreifenden Schritten – seit der dritten Runde führt er nun schon. Schulze ist sein Name, Wielfried Schulze aus Halberstadt, Tischler von Beruf, und was das Schrecklichste ist: Auch Sportler, Leichtathlet, Hindernisspezialist wie Hermann Buhl, der mal auf dieser Bahn angefangen hat. ‚Sport macht mir Spaß!', sagt er, und wenn er im Herbst Unterleutnant wird und in die Truppe geht, will er in seinem Zug dafür sorgen, daß die Soldaten viel, viel Sport machen."
„Komm!", sprach Beppo erschöpft, „wir fahren nach Hause."
Was wir denn auch taten.
Am nächsten Tag rief mich Beppo in aller Herrgottsfrühe an. „Du", trompetete er durchs Telefon, „du, ich habe heute Nacht ein tolles System ausgeknobelt!"
„Schon wieder?"
„Ja, und mit der 35 als todsichere Bank – denn ich lerne schwimmen . . ." *FREG*

Gerhard Pommeranz-Liedtke

Entscheidung

Das geschah vor 10 Jahren: 160 kubanische Männer und 2 Frauen, geführt von Fidel Castro, unternehmen einen kühnen Handstreich auf das am Stadtrand von Santiago de Cuba gelegene Moncada-Fort. Ihre Parole heißt: „Patria o Muerte" – „Vaterland oder Tod." Der Überfall soll das Zeichen für den Beginn einer Revolution gegen das verhaßte Batista-Regime geben.

Dieser Tag war im Jahre 1953 ein Sonntag. In Santiago de Cuba feierte die Bevölkerung ihr traditionelles sommerliches Karnevalsfest. An keinem anderen Ort geben sich die Kubaner so gerne, so leidenschaftlich und temperamentvoll dem Karneval hin wie in dieser südlichsten Provinz Oriente. Die Tage der grotesken „Diablitos", der Teufels- und Dämonentänzer, die Nächte der Unruhe, überglänzt von buntem Licht und erfüllt vom heißen Rhythmus der Trommeln und Rasseln, näherten sich ihrem Höhepunkt. Auf die Ablenkung der argwöhnischen Batista-Polizei rechnend, die nirgends massierter und berüchtigter war als in Santiago de Cuba, hatte Fidel Castro den Karnevalssonntag, die Nacht des herkömmlich turbulentesten Trubels dazu ausersehen, um sich mit seinen Kampfgefährten blitzartig in den Besitz der Stadt zu setzen und das kubanische Volk zum Sturz Batistas aufzurufen. Wohlvorbereitet schritt die kleine Schar um Mitternacht zur Aktion, mit dem Ziel, das Moncada-Fort zu besetzen und die tausend Batista-Söldner zu entwaffnen. Der Versuch aber, den Torposten durch eine List zu täuschen und zu überwältigen, schlug fehl. Die alarmierten Soldaten schossen von allen Seiten mit ihren Maschinengewehren und -pistolen die eingedrungenen Revolutionäre zusammen. Fast die Hälfte von ihnen fiel dem Blutbad zum Opfer. Einige entkamen, unter ihnen Fidel Castro. Wenige Tage später entdeckt, verhaftet und vor Gericht gestellt, nutzt er den Prozeß zu einer flammenden Anklage gegen das Batista-Regime. Seine Verteidigungsrede gipfelt in der Verkündung eines umfassenden Programms für die Erneuerung Kubas.

Zu einer langen Kerkerstrafe verurteilt, aber unter dem Druck der zunehmenden Unruhe der Bevölkerung im Mai 1955 amnestiert, geht Fidel Castro mit einigen wenigen Gefährten im Juli 1955 nach Mexiko. Achtzehn Monate später überquert er mit zweiundachtzig Männern, die er in Mexiko um sich gesammelt hat und die gleich ihm bereit sind, jeder Gefahr die Stirn zu bieten, wieder die Karibische See mit dem Kurs auf sein Vaterland. Das kleine für die Überfahrt erworbene Motorschiff – an seinem Bug steht „Granma" –, das nur für kleine Fahrt gebaut und für ein Dutzend Passagiere bestimmt ist, nun aber zweiundachtzig Menschen und außerdem eine Menge Waffen und Munition, Wasser und Verpflegung zu tragen hat, gerät in einen Sturm. Es kommt ab vom Kurs. Langsam, allzulangsam stampft es mit seinem schwachen Motor durch die heftige See seinem Ziel entgegen. Drei Tage länger als berechnet dauert die Überquerung des Meeres. Als die „Granma" am 2. Dezember 1956 endlich in den Golf von Guanacayabo einläuft, wird sie von den Wächtern Batistas schon erwartet. Widerstandsaktionen in den vorangegangenen Tagen, die die Aufmerksamkeit zum vorgesehenen Termin von der „Granma" abziehen sollten, haben Verdacht erregt. Kurz nach der Landung wird das kleine Schiff von Flugzeugen aufgespürt. Die Häscher bilden einen Ring. Eine zweite Tragödie nimmt ihren Lauf. Ermattet, erschöpft versuchen die Zweiundachtzig sich im Sumpfgelände, in Zuckerrohrfeldern, bei den Bauern zu verbergen. In kleinen Trupps schleppen sie sich weiter, um die schützenden Wälder der Sierra Maestra zu erreichen. Die meisten von ihnen jedoch werden vorher entdeckt, umzingelt, gefangen, erschossen. Sechzig finden den Tod. Fidel Castro, Camilo Cienfuegos und zehn weiteren Männern gelingt es, ihren erbarmungslosen Verfolgern zu entkommen. Geführt von ortskundigen Bergbauern, im Schutz von Wäldern und Wolken erklimmen sie den höchsten steinigen Gipfel, den zweitausendfünfhundert Meter emporragenden Pico Turquino. Von ihm aus fordern sie von nun an die Schergen Batistas heraus, erheben sie ihre Stimme, rufen sie das Volk zum Befreiungskampf auf.

Rasch wandelt sich die Sierra Maestra nun vom Zufluchtsort zum Zentrum des Widerstandes. Im Reich ihrer schroffen Felsen und jähen Abgründe, ihrer verschwiegenen Schluchten und Dickichte begründeten die revolutionären „Rebellen", wie sie sich selbst nannten, das erste befreite Territorium Kubas. Das Leben und der Kampf in der unwirtlichen Wildnis forderte jedem von ihnen das Letzte ab. Nichts aber konnte sie niederzwingen. Den Unbilden der Natur schutzlos preisgegeben, durch dichte von der Polizei und Armee Batistas gezogene Sperrgürtel von den fruchtbaren Tälern und vom weiten Land abgeschnitten und dadurch dem Mangel am Nötigsten ausgesetzt, von Entbehrungen und Hunger geplagt, ungenügend bewaffnet, gewannen sie ihre ersten Schlachten.

Hatte das Volk schon das Ziel, für das die Rebellen kämpften, von Anfang an als seine Sache



Luis Diaz Maurisset: Entscheidung. Holzschnitt

erkannt, so trug ihre Unerschrockenheit ihnen nun auch das Vertrauen ein, daß sie am Ende den Sieg davontragen werden. Der Mut der Rebellen zerbrach die bangen Zweifel, die Furcht und die Schicksalsergebenheit, die sich durch lange bittere Erfahrungen in den Massen angesiedelt hatten, und entflammte die Herzen der Arbeiter und Bauern zur tätigen Unterstützung.

Ende Februar 1958 nimmt der erste Sender der Rebellen, „Radio Rebelde", seine Offensive gegen die Flut von Hetz- und Lügenmeldungen auf, mit denen die Sprecher und Schreiberlinge des Batista-Regimes und der nordamerikanischen Monopole die Freiheitskämpfer nach Kräften schmähen und verunglimpfen und denen zufolge sie eigentlich schon mehrfach zugrunde gegangen und ausgerottet sein müßten. Aber sie leben nicht nur, sie haben nicht nur an Zahl und an Kraft, sie haben auch an Gelände gewonnen. Immer weiter dehnt sich ihr Aktionsradius aus. Die „Bewegung des 26. Juli" schwillt zu einer mächtigen Volksbewegung an. Von den Höhen der Sierra Maestra strahlt „Radio Rebelde" ihre Botschaften aus, Flugblätter und die Zeitung „Cuba libre", in einer Höhle gedruckt, tragen sie über die ganze Insel.

Batista verliert die Nerven. Er verschärft den Terror. Er setzt eine modern ausgerüstete Armee von zehntausend Mann ein, um in einem Generalangriff die Rebellen zu vernichten. Vergeblich. Der Sieg fällt den Männern Fidel Castros zu. Mehr, er öffnet ihnen nun auch das Flachland. Das Kampfgebiet weitet sich aus. Die ersten Städte werden befreit. Auf dem Vormarsch, der an drei Fronten nach Süden und Norden erfolgt, vervielfacht sich ihre Zahl. Das Ziel ist die Hauptstadt.

Am 1. Januar 1959 flieht Batista außer Landes. Am Tage darauf wird die rot-schwarze Fahne der Bewegung des 26. Juli auf dem Moncada-Fort in Santiago de Cuba, der denkwürdigen Geburtsstätte der Revolution, gehißt. Am 8. Januar hält die Armee der Arbeiter und Bauern ihren Einzug in Havanna. Vom Volk umjubelt, übernehmen die bärtigen Rebellen aus der Sierra Maestra die Macht. Die Freiheit ist errungen.

Dieser „Tag der Revolution" ist heute in Kuba der heiligste Feiertag der Nation. Jeder Milizionär strebt danach, ihn in der Sierra Maestra zu verbringen, wie sich in der Miliz die Tradition herausgebildet hat, sich zu Füßen ihrer Gipfel die Lebens- und Kampfbedingungen in die Erinnerung zu rufen, unter denen die Helden der Revolution länger denn zwei Jahre den Sieg des Volkes vorbereiteten. In den Feldlagern der Sierra Maestra schöpfen die Angehörigen der Miliz neue Kraft, schulen sie sich in den Waffen der Verteidigung, erwerben sie sich neues Wissen für den Aufbau des neuen Kuba. Gemeinsam mit den Arbeitern und Bauern roden sie den Urwald, bearbeiten sie die Felder, bergen sie die Ernte, bauen sie Häuser und Schulen. „Milicias Nacionales Revolucionarias" — das bedeutet heute das kubanische Volk schlechthin, Männer und Frauen, Jünglinge und junge Mädchen. Sierra Maestra — von diesen beiden klangvollen Wörtern geht für jeden Kubaner eine gewaltige treibende Kraft aus zur Vollendung der Revolution.

Waffenbrüder Magazin

Über 20 000 Minen bargen sowjetische Pioniere, die auf Bitte der algerischen Regierung ausgedehnte, von den französischen Kolonialtruppen angelegte Minenfelder an der algerisch-tunesischen und algerisch-marokkanischen Grenze räumen. Drei Sowjetsoldaten opferten bei dieser gefährlichen Arbeit bereits ihr Leben, während die noch in Algerien stationierten französischen Truppen (fast 300 000 Mann) keine Hand rühren, um das von ihnen angerichtete Unheil zu beseitigen.

●

Trotz eigener schwerer Wirbelsäulenverletzung leistete der sowjetische Militärarzt Oberstleutnant Ljapin allen sieben mit ihm unter schwierigsten Bedingungen in der offenen Tundra notgelandeten Passagieren und Besatzungsmitgliedern eines Flugzeuges der Zivilluftflotte schnelle medizinische Hilfe und kämpfte mit fast übermenschlicher Kraft zwei Tage lang um das Leben der Schwerverletzten. Am dritten Tag konnten sie von Suchmannschaften lebend geborgen werden. Oberstleutnant Ljapin wurde für seinen selbstaufopfernden Einsatz mit dem Orden „Roter Stern" ausgezeichnet.

●

Das Abzeichen „Waffenbrüderschaft" soll anläßlich des 20. Jahrestages der Polnischen Volksarmee in diesem Jahr gestiftet werden. Der Minister für Nationale Verteidigung der Volksrepublik Polen verleiht es an Vertreter der Bruderarmeen sowie an Personen, die sich besondere Verdienste bei der Festigung der Waffenbrüderschaft mit der Polnischen Volksarmee erworben haben.

●

Dem 20. Jahrestag der Schlachten bei Sokolov und Kiew, in denen die ersten tschechoslowakischen Einheiten an der Seite der Sowjetarmee am Kampf gegen die faschistischen Okkupanten teilnahmen, ist eine Ausstellung im Prager Klement-Gottwald-Museum gewidmet. Die Ausstellungsstücke stellte das tschechoslowakische Armeemuseum zur Verfügung.

●

Was ißt Soldat Jiri? SEMMELKNÖDEL MIT SPECK

Semmel- und 50 g Speckwürfel knusprig braten. Nach Erkalten mit 2 in 1/10 l Milch verrührten Eiern übergießen. Mit etwas Mehl, Salz und Pfeffer verrühren. Klöße formen, in Salzwasser aufkochen, mit Salat garnieren.

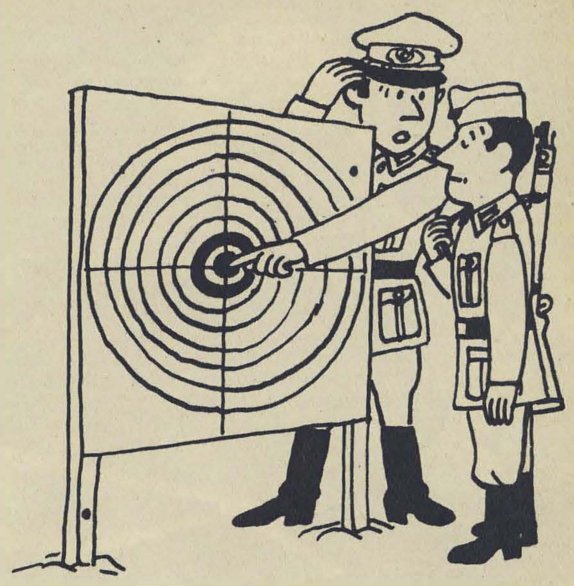


Illustration: Harri Parschau

Der »Fahrkarten-Heini«

Leutnant Drews, Führer des dritten Zuges, klagte über ein starkes Unwohlsein in der Magengegend. Sein Gesicht war finster wie eine Neumondnacht, und seine Stimmung strebte dem absoluten Nullpunkt entgegen.

Seine Kameraden zogen es unter diesen Umständen vor, ihm nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, denn sie kannten die tiefere Ursache für Drews' Magenverstimmung: Am folgenden Tag war Karabinerschießen angesetzt. Wer sich dennoch in die Nähe des Zugführers wagte, konnte belauschen, wie jener ein ums andere Mal grimmig vor sich hin fluchte: „Mußte dieser Höpfner ausgerechnet meinem Zug zugeteilt werden?"

Sonst ein recht patenter Bursche, entwickelte Höpfner beim Schießen so wenig Geschick, daß es ihm bisher nie gelungen war, mehr als einen Treffer auf der großen Scheibe anzubringen. Dieses Unvermögen hatte ihm überall den wenig schmeichelhaften Spitznamen „Fahrkarten-Heini" eingetragen, und so sehr sich seine Kameraden auch um hervorragende Resultate bemühten, Heinz Höpfner sorgte mit seinen „Fahrkarten" immer wieder dafür, daß die Schießergebnisse des dritten Zuges regelmäßig erheblich hinter denen der anderen Züge herhinkten. Auffallend an Heinz Höpfner war die beständige Sicherheit, mit der er daneben traf.

Leutnant Drews, der wegen Höpfners Anwesenheit frühzeitig zu altern drohte, hatte zwar schon einmal leise Hoffnung geschöpft, als sein Sorgenkind ganz überraschend eine Drei erzielte, indes beim nächsten Mal blieb die Schießscheibe wieder völlig unversehrt.

Man hatte alles versucht. Sogar zu zwei Augenspezialisten hatte man den „Fahrkarten-Heini" geschickt, doch auch das war vergebens gewesen. Ihm wurde keine Brille verschrieben, weil kein Augenfehler zu entdecken war.

Dutzende von Malen hatten sich Drews und andere Kameraden aus dem dritten Zug Höpfner vorgeknöpft, um ihm richtig klarzumachen, welch wichtige Rolle beispielsweise Kimme und Korn spielten — jedoch, alle Bemühungen blieben fruchtlos: Soldat Höpfner fabrizierte weiterhin „Fahrkarten" am laufenden Band.

Das Karabinerschießen, einhundertfünfzig Meter Entfernung, liegend freihändig, war schon eine volle Stunde im Gange, als urplötzlich, dem Läufer von Marathon gleich, erschöpft, aber freudig erregt, der Gefreite Egeler auf Leutnant Drews zugestürzt kam. „Genosse Leutnant", stieß er atemlos hervor, „Genosse Leutnant . . ., der Höpfner . . ., eine Sensation . . . der Höpfner . . .!

„Himmeldonnerwetter, was ist denn schon wieder mit Höpfner?", forschte der Leutnant mißmutig.

„Er hat zwei Zehnen . . ., zwei Neunen . . . und eine Acht geschossen! Sechsundvierzig von fünfzig möglichen Ringen!"

„Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Egeler?" fragte der Leutnant verärgert.

„Nein, nein, Genosse Leutnant", versicherte der Gefreite, „bestimmt nicht! Der Höpfner hat wirklich getroffen; das beste Ergebnis des Zuges!"

„Der Soldat Höpfner soll sofort zu mir kommen — sofort, sage ich!"

Drei Minuten später stand der neue Schützenkönig vor seinem Zugführer.

„Soldat Höpfner, Sie haben gemogelt, stimmt's?" Drews' Stimme zitterte. „Geben Sie's zu, Ihr Nebenmann hat auf Ihre Scheibe gezielt?"

„Nein, Genosse Leutnant", versetzte Höpfner, „der hat ja selbst nur dreiundvierzig Ringe!"

Drews starrte den „Fahrkarten-Heini" wie ein Ungeheuer aus einer anderen Welt an.

„Sie wollen also regulär sechsundvierzig Ringe erzielt haben . . ., ohne Schummel?"

„Jawohl, Genosse Leutnant!"

„Und wie haben Sie das gemacht?"

„Ich habe eine neue Methode beim Schießen angewandt, Genosse Leutnant."

Drews' Stimme belegte sich. „Von welcher Methode sprechen Sie denn, verdammt noch mal?"

„Ganz einfach, Genosse Leutnant", erwiderte der Soldat Höpfner seelenruhig, „ich habe heute beim Abdrücken zum ersten Mal die Augen aufgemacht!"

Achim Fröhlich



Dieter Kley – Vize-SKDA-Meister 1963 im Motocross



OBERFELDWEBEL WERNER KRAUSE hatte mit der Leichtathletik erst recht wenig im Sinn. In Tangerhütte war er dem Handball verschrieben, und er wäre höchstwahrscheinlich auch heute noch bei dieser Sportart, wenn sein Vater sich nicht in die Lauferei vernarrt hätte. So erhielt Werner im Jahre 1955 den „Hausbefehl“, es seinen drei Brüdern Wilhelm, Karl und Kurt gleich zu tun und an den Tangerhütter Kreismeisterschaften im Waldlauf an den Start zu gehen. Er tat es mit dem Erfolg, daß er – Dritter wurde! Da hatte der Vater nun den Beweis, daß sein Sohn, wenn er will, durchaus in der Leichtathletik etwas werden könnte und sorgte in der folgenden Zeit für ein geregeltes Lauftraining. Als Werner Krause im September 1958 Nachrichtensoldat wurde, ahnte er nicht im geringsten, daß er ein Jahr später schon beim Armeesportklub trainieren würde. In der ASG Fünfeichen fand er in Sportoffizier Kubieziel einen Genossen, der seine läuferischen Fähigkeiten förderte. Und er erinnert sich noch allzugut an das Lob des Kommandeurs für seinen Sieg im 3000 m Hindernislauf bei den Bataillonsmeisterschaften. In Templin schlug Genosse Krause die Neubrandenburger ASK-Läufer und kam zum damaligen ASK Neubrandenburg. In Berlin lief er in der Dynamo-Halle die 1500 m unter 4 Minuten und wurde Mitglied des ASK Berlin. Hier, unter den Fittichen von Kurt Eins, in der Trainingsgruppe mit Fritz Janke, Hermann Buhl und Hans Grodotzki, machte der Mittelstreckler aus Tangerhütte die entscheidenden Schritte nach vorn. Als vor den Europameisterschaften Hans Grodotzki verletzt ausschied und Siegfried Herrmann seinen Platz über 5000 m einnahm, sprang Werner Krause für den Erfurter Turbine-Läufer ein und startete in Belgrad über 1500 m. Er war sich dieser Ehre vollauf bewußt und dankte der Republik mit einem achtbaren fünften Platz inmitten der europäischen Elite.

Dürfen wir vorstellen...



LEUTNANT KLAUS GOTTERT ist allabendlich auf den Landstraßen rund um Trollenhagen zu finden. Dort trainiert der 23jährige Sportoffizier nach seinem Dienst wenigstens 10, mindestens 15 Kilometer. Und mögen viele Offiziere den Kopf schütteln und auf „Sport und Musik“ im Fernsehfunk schwören, so kann das Klaus Gottert beileibe nicht von seinem Mittel- und Langstreckentraining abhalten. Schon früh um sechs Uhr, wenn die meisten erst ans Aufstehen denken, beginnt sein Tagesablauf mit Gymnastik und Ausdauerübungen. Der Preis für den Fleiß blieb nicht aus, besser gesagt die Preise: Klaus Gottert kann auf zahlreiche Erfolge bei Kreis- und Bezirksmeisterschaften zurückblicken, ist achtfacher Meister der Luftstreitkräfte Luftverteidigung, überraschte mit einem achten Platz im nationalen Lauf des Armeecross in Berlin und qualifizierte sich sogar für die Deutschen Waldlaufmeisterschaften 1963 in Rathenow. Mit seinem Dienst sind die Vorgesetzten nicht minder zufrieden. Schließlich hat er seine ASG auf den 10. Platz im Bezirk gebracht und sorgt dafür, daß ein regelmäßiger Freizeitsport, vor allem aber Leichtathletik, Judo und Sportschießen, groß geschrieben wird. Vergleichen wir Leutnant Gotterts Sportlaufbahn mit der des oben vorgestellten Europameisterschaftsteilnehmers Werner Krause, so gibt es viele Parallelen: Auch Klaus Gotterts Vater, ein erfolgreicher Sprinter, wies ihn zur Leichtathletik. Auch Klaus hat Brüder, die wie er dem Lauf verschrieben sind. Auch Klaus bevorzugt wie Werner Krause die Mittelstrecke, obwohl er nicht abgeneigt wäre, es in Zukunft einmal mit dem Marathonlauf zu versuchen. Nur eine Parallele fehlt: Er ist noch nicht beim ASK Berlin. Doch da die Vorwärts-Trainer bei den letzten Waldlaufmeisterschaften endlich auf ihn aufmerksam geworden sind, hoffen wir, daß dieser Schritt nicht allzulange auf sich warten läßt.

DER MARS - EINE ZWEITE ERDE?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Mit der Entsendung des ersten automatischen Meß- und Beobachtungsflugkörpers zum Planeten Mars setzten sich die Wissenschaftler der Sowjetunion ein Forschungsziel, wie es an problematischer Kühnheit und technischer Schwierigkeit in der noch jungen Geschichte der Raumflugtechnik bisher ohne Beispiel geblieben ist.

Dabei geht es nicht um die bloße Befriedigung technischer Experimentierlust. Es geht um nicht mehr und nicht weniger, als um die erstmalige direkte Erforschung eines anderen Himmelskörpers aus größter Nähe, von der man nicht zuletzt die Klärung der tiefgreifenden Frage nach Existenz außerirdischen Lebens erwarten könnte. Für Naturwissenschaft und Philosophie wäre eine positive und eventuell schon mit einigem Detail verbundene Antwort auf diese Frage zweifellos von epochaler Bedeutung.

Die Gründe dafür, daß man gerade von der eingehenden Erforschung des Mars sehr viel erwartet, gehen auf einige der bisher nur mit den „klassischen" Hilfsmitteln der Astronomie (Fernrohre) gewonnenen Informationen über den Planeten und auf daran geknüpfte Spekulationen zurück. Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß in vielen Punkten die Fernrohrbeobachtung eines Himmelskörpers von nur rund 6800 km Durchmesser (Erde: 12 756 km) und aus bestenfalls etwa 56 Millionen Kilometern Entfernung, nur eine begrenzte Zuverlässigkeit haben kann. So lassen sich beispielsweise Oberflächeneinzelheiten auf dem Mars von der Erde aus nur dann noch mit Sicherheit erkennen, wenn sie mindestens eine Ausdehnung von etwa 100 km besitzen. Beobachtet man aber in bestimmten ausgewählten Wellenlängenbereichen des Marslichtes (Spektralanalyse, Farbfilteraufnahmen), so ergeben sich doch recht interessante Feststellungen.

Übrigens glaubte man aber schon einmal auch direkt sichtbare Anzeichen für das Vorhandensein von Lebewesen auf dem Mars beobachten zu können. Es war unmittelbar nach den aufsehenerregenden Veröffentlichungen des italienischen Astronomen Schiaparelli über seine Marsbeobachtungen im Jahre 1877. Schiaparellis Zeichnungen der Marsoberfläche zeigten ein strukturreiches System dunkler Linien, das sich bevorzugt im Bereich der hellen gelblich-roten Gebiete ausbreitete. In Anlehnung an die sonst üblichen Bezeichnungen für die Oberflächengebilde des Mars („Meere", „Inseln", „Kontinente") gab er den neuen Objekten die Bezeichnung „Kanäle", ohne ihnen allerdings besondere Spekulationen über die Existenz intelligenter Marsbewohner; die aus den „Kanälen" ein künstliches Bewässerungssystem für ihren wasserarmen Planetenboden aufgebaut hätten, zu unterlegen. Diese mehr als kühne Schlußfolgerung blieb dann erst einigen phantasiebegabten Interpreten der Schiaparellischen Entdeckung vorbehalten, die damit den Mars in den Rang des zweifellos populärsten Planeten erhoben. Die inzwischen durchgeführten wissenschaftlichen Arbeiten haben jedoch von diesen „Kanalhypothesen" kaum noch etwas übrig gelassen. Es stellte sich nämlich heraus, daß man eigentlich von dem feinen Netz strichartiger Objekte um so weniger sah, je größer und damit auflösungskräftiger die benutzten Fernrohre waren. Unter besten optischen und atmosphärischen Bedingungen erschien an ihrer Stelle eine verwirrende Fülle winziger dunkler Einzelflecke.

Eine interessante Deutung dieser Feststellungen suchte der sowjetische Astronom G. A. Tichow zu geben, der mit seinen Mitarbeitern in jahrzehntelanger mühevoller Kleinarbeit bedeutende Beiträge zur Marsforschung erarbeitete. Aus seinen Untersuchungen scheint mit sehr großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß es auf dem Mars zwar keine höher entwickelten oder sogar intelligenten Lebewesen gibt, daß aber zumindest die Existenz eines niederen Pflanzenlebens angenommen werden kann, das sich den außerordentlich harten klimatischen Bedingungen der Marsoberfläche im Laufe seiner Entwicklung angepaßt hat. Tichow weist nun auf die Möglichkeit hin, daß sich auf dem an sich wasserarmen Mars in Senken innerhalb der einförmig wüstenähnlichen „Kontinent"-Gebiete Feuchtigkeitsreste erhalten haben könnten, die den anpassungsfähigen Pflanzen vom Typ der Moose und Flechten die Ausbildung dunkel erscheinender „Oasen"-Flecke ermöglichten. Für ungünstige Beobachtungsbedingungen entsteht dann nicht der Eindruck einzelner Flecke, sondern fortlaufender Linien unterschiedlicher Breite. Eine gewisse Bevorzugung der „Oasen"-Bildung im Bereich bruchartiger Senken der Marsoberfläche könnte dabei das Zustandekommen des Scheineffekts der „Marskanäle" unterstützen.

Seine These von einer niederen Pflanzenwelt auf dem Mars stützte Tichow dabei auf die schon erwähnten Untersuchungen des Mars in bestimm-

Fortsetzung auf Seite 53

Panzerspähwagen „Saladin" England



Taktisch-technische Daten

Masse	10,68 t
Länge	5270 mm
Breite	2510 mm
Höhe	2260 mm
Panzerung	MG-Beschuß- und splittersicher
Steigfähigkeit max.	60%
Geschwindigkeit	
– Straße	85 km/h
– Gelände	32 km/h
Fahrbereich	400 km
Besatzung	3 Mann

Der Panzerspähwagen „Saladin" wurde aus dem älteren SPW „Saracen" entwickelt. Er wird für Aufklärungs- und Unterstützungsaufgaben eingesetzt. Sein 160-PS-Motor befindet sich im Heck, als Bewaffnung führt er eine 76,2-mm-Bordkanone und ein 7,62-mm-MG. Auf dem Turm kann ein Drehring mit einem Fla-MG montiert werden.

Bist du im Bilde?

Wie angekündigt, zeigt „Bist du im Bilde?" in den folgenden Serien einige Aufklärungs- bzw. Spähpanzer der NATO-Armeen. Suche aus den Teilbildern die Ausschnitte heraus, die den englischen Panzerspähwagen „Saladin" zeigen. Schreibe die Lösung auf eine Postkarte und sende diese an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: Bist du im Bilde?

Letzter Einsendetermin ist der 31. Juli 1963 (Datum des Poststempels).
Wie stets werden durch das Los 5 Gewinner unter den Einsendern mit richtiger Lösung ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis je ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 5/1963

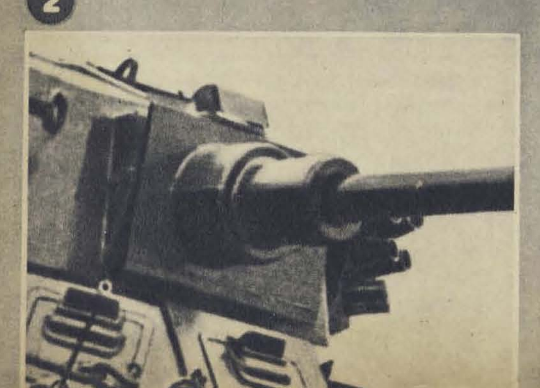
Die richtige Lösung: Bild 1 und 4 zeigt die M 40. Die Preisträger sind:
Bernd Sänger aus Strausberg N, 50,– DM
Hartmut Böhm aus Naumburg, 20,– DM
W. Mill aus Berlin-Friedrichshagen, 10,– DM
Rolf-Peter Koerdt aus Dassow, 1 Buch
Maat Rainer Storch aus Rostock, 1 Buch





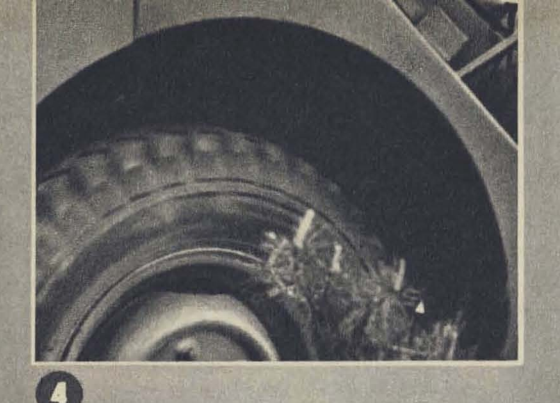
1

2



3

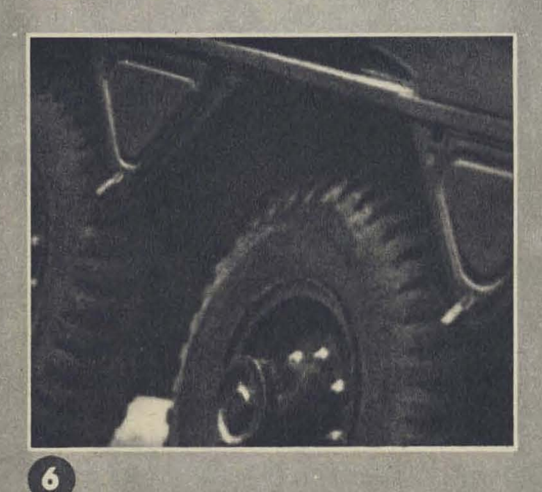




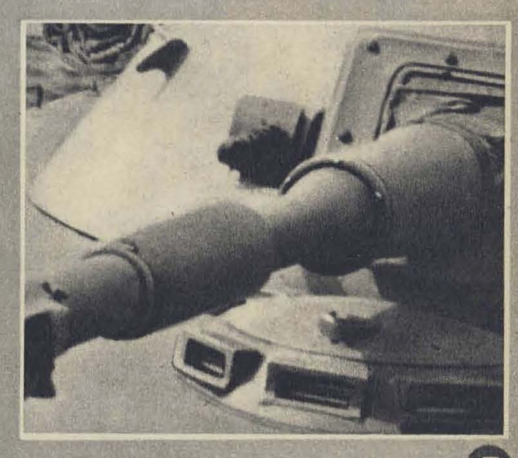
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 7/1963

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS – ARTILLERIE

Selbstfahrende Kanone SFK 85

Taktisch-technische Daten

Masse	2250 kg
Länge	8340 mm
Breite	1730 mm
Höhe	1420 mm
Kaliber	85 mm
Schuß-entfernung	15 600 m (max.)
Transport-mittel	Kfz. bzw. Eigenantrieb
Motor	Viertakt-Otto, 22 PS
max. Geschw. – Straße	25 km/h
Bedienung	5 Mann



Die SFK 85 ist ein modernes selbstfahrendes Geschütz, das hauptsächlich zur Panzerbekämpfung eingesetzt wird. Der Eigenantrieb verleiht dem Geschütz eine hohe Beweglichkeit im Gelände. Mittels Spill kann die Kanone selbst schwierige Hindernisse überwinden.

Der Mars – Eine zweite Erde?

Fortsetzung von Seite 50

ten Farbbereichen. Schon vor ihm hatten Beobachter erkannt, daß die Färbung der Dunkelgebiete auf der Marsoberfläche im Rhythmus der Marsjahreszeiten wechselt. Die Erscheinung von Jahreszeiten auf unserem Nachbarplaneten hat ebenso wie bei der Erde ihre Ursache in der schrägen Stellung seiner Rotationsachse (25° Neigung gegen die Senkrechte auf seiner Umlaufbahn; Erde: 23,5°). Die Mars-„Meere" können also keine offenen Wasserflächen sein. Tichow gelang nun durch spektroskopische Untersuchungen der Nachweis, daß das von den Dunkelgebieten reflektierte Sonnenlicht größte Ähnlichkeit mit dem von irdischen Pflanzen zurückgeworfenen Sonnenlicht hat, die unter besonders „harten" Bedingungen (hohe polare Breiten, große Trockenheit) existieren müssen. Diese aufsehenerregenden Feststellungen konnten später auch von anderen Forschern bestätigt werden.

Die klimatischen Bedingungen auf dem Mars sind wirklich außerordentlich hart im Vergleich zu denen an der Erdoberfläche. Durch seine im Mittel um fast die Hälfte größere Entfernung von der Sonne und die nur dünne wasserdampfarme Atmosphäre kann er längst nicht so viel Wärme aufnehmen und speichern wie unser eigener Planet. Mit −15 °C liegt die mittlere Jahrestemperatur des Mars um 19 Grad niedriger als auf der Erde. Nur im Bereich des Äquators und innerhalb der Dunkelgebiete steigt die Temperatur mittags auf etwa 20–25 °C an. Die ungehinderte nächtliche Ausstrahlung (keine Wolken!) läßt die Temperatur in den genannten Gebieten dann bis Sonnenaufgang auf etwa −40 °C absinken. Vergegenwärtigt man sich schließlich noch, daß die Dichte der Marsatmosphäre an der Oberfläche des Planeten nur gerade der irdischen Luftdichte in etwa 18 Kilometer Höhe entspricht, ihr Sauerstoffgehalt außerdem offenbar nur sehr gering und der Kohlendioxydanteil etwa doppelt so groß ist wie bei uns auf der Erde, dann zeigt sich zweifellos sehr deutlich, wie wenig Anlaß gegeben ist, den Mars im Sinne älterer Anschauungen als „zweite Erde" zu bezeichnen.

Gleichgültig, ob die der Marssonde „Mars I" vorgegebene Zielsetzung in jedem einzelnen Punkt des Gesamtprogramms voll erfüllbar wurde oder unvorhersehbare Schwierigkeiten zu Beeinträchtigungen führten, bleibt dieses Experiment doch der erste gelungene Schritt in die Welt unseres Nachbarplaneten Mars.



aus „Néphadsereg", „Zolnierz Polski" und „Bulgarski woin".



Vignetten: Horst Bartsch

Bloßgestellte Großgestellte



Alexander von Mazedonien, den man wegen seiner Kriege und Eroberungen den „Großen" nannte, fragte einen gefangengenommenen Seeräuber, was ihn berechtige, das Meer unsicher zu machen.
Der Seeräuber erwiderte: „Das gleiche, was dich berechtigt, den Erdkreis unsicher zu machen. Aber weil ich das mit einem elenden Segler tue, deshalb nennt man mich – Räuber, und dich, weil du es mit großen Armeen tust – König!"



Wilhelm II. von England führte einen Krieg in der Normandie, der seine Kasse leerte. Er fand ein wahrhaft „königliches" Mittel, sie wieder zu füllen. Der Viezekönig erhielt den Befehl, 20 000 Männer der älteren Jahrgänge einzuziehen und sie zum Abtransport bereit zu halten.
Als die Betroffenen, in der Mehrzahl Familienväter, auf ihre Einschiffung warteten, ließ er verkünden, wer zehn Schillinge bezahle, könne wieder nach Hause gehen. Diese Gemeinheit brachte ihm die Summe von 10 000 Pfund Sterling ein.



Ferdinand II., König von Böhmen und späterer deutscher Kaiser, war einer der Initiatoren des Dreißigjährigen Krieges. Er wütete schrecklicher als sein spanischer Oheim Philipp II., der durch sein Blutregiment berüchtigt war. Dem geflüchteten Edelmann Friedrich von Roggendorf versprach er Gnade, wenn er zurückkehre.
Der kannte den Despoten und ließ ihm sagen: „Was für eine Gnade? – Eine böhmische? Kopf ab! Eine mährische? Ewiger Kerker! Eine österreichische? Raub allen Eigentums!"



Napoleon I., in den letzten Jahren seines Lebens in der Verbannung auf St. Helena, äußerte einmal in einer Unterredung, die er mit seinem Arzt Desgenettes hatte: „Die Arzneikunst ist die Wissenschaft der Meuchelmörder." Der Arzt erwiderte: „Sire, und wie denken Sie über das Metier der Eroberer?"

Der Preußenkönig Friedrich II., der in den drei Schlesischen Kriegen den Frieden Europas gestört und dem Volke viele Lasten auferlegt hatte, bereiste nach dem Siebenjährigen Kriege, zusammen mit seinem Bruder Heinrich, das eroberte Schlesien. Sie kamen eines Tages in ein Kloster, dessen Prior den König höflich empfing, das Kloster seinem Wohlwollen empfahl und zugleich um die Erlaubnis bat, Novizen in das Kloster aufnehmen zu dürfen. Der König gestattete es ihm und sagte, daß er ihm selbst die ersten Novizen schicken werde. In seiner boshaften Art raunte er dem Prinzen Heinrich in französischer Sprache zu: „Wir werden ihm zwei junge Ochsen schicken."



Der Prior hatte die abfällige Bemerkung verstanden, verzog aber keine Miene, sondern bedankte sich für das königliche Wohlwollen und sagte: „Unser Kloster erwartet gern die beiden Novizen, und zum Gedenken an Eurer Majestät Gnade werden wir sie Friedrich und Heinrich nennen."

König Friedrich Wilhelm IV. mußte nach der Märzrevolution von 1848 die erste preußische Verfassung anerkennen. Er tat dies nur widerwillig und unter dem Druck der Volksstimmung; bezeichnend für seinen Charakter war,

daß er in seinem Testament seine Nachfolger zur schnellsten Beseitigung dieser Verfassung aufforderte. Trotzdem fand er sich bereit, sie in der Öffentlichkeit zu beschwören. Dicht gedrängt standen die Berliner auf dem Schloßplatz, wo diese Handlung vor sich gehen sollte. Friedrich Wilhelm IV. trat auf den Balkon des Schlosses und sagte mit leiser müder Stimme: „. . . daß ich die Konstitution halten werde, gelobe und schwöre ich."
Das Volk aber, das seine Hinterhältigkeit kannte, meinte bald danach, er habe gesagt: „. . . daß ich die Konstitution halten werde, gloobe ich schwerlich" und traf damit den Nagel auf den Kopf.



Max Liebermann wurde einmal nach seiner Meinung über Anton v. Werner, dem Maler der Kaiserproklamation von Versailles und vieler Geschichts- und Schlachtenbilder, gefragt. Er äußerte sich in seiner Berliner Art: „Ick sage imma, wenn Anton von Werner ooch ohne Hände jeboren wäre, dann hätte er doch die jrößte Schnauze."



In den fünfziger Jahren besuchte General Ridgeway Italien. Das war jener Gentleman, der als amerikanischer Oberkommandierender im Koreakrieg Pestflöhe und andere infizierte Insekten auf das koreanische Volk abwerfen ließ. Es trug ihm die Verachtung der anständigen Menschheit ein, und auch das italienische Volk empfand seinen Besuch als eine Zumutung. Deswegen stellte die Regierung Tausende Polizisten am Landungskai bereit, beorderte Panzerwagen und Wasserwerfer. Dennoch kam es zu so vielen Protesthandlungen, daß dem Bazillenmister für immer die Lust an Italienbesuchen genommen wurde.
Zu seiner Ankunft in Rom ließ die Kommunistische Partei große Plakate mit dem Bild des Verachteten drucken; darunter stand die Zeile: „Das ist General Ridgeway." Die gestrenge Zensur fand beim besten Willen nichts zu beanstanden. Am Morgen der Ankunft Ridgeways prangte sein Konterfei an allen Plakatsäulen, Hausmauern und Bretterzäunen Roms, und gar mancher fragte kopfschüttelnd, was das zu bedeuten habe. Die Sonne stieg, und alle Insekten wurden mobil, besonders die berüchtigten italienischen Fliegen. Es dauerte nicht lange, da bestand jedes Gesicht des Generals aus wimmelnden Fliegen. In Rudeln sammelten sich die Menschen vor den Bildern, wiesen mit den Fingern darauf und sagten: „Das ist General Ridgeway!" Zwar wunderte sich mancher, daß Fliegen ausnahmsweise solche Vorliebe für Druckfarbe bezeigten, doch die Eingeweihten lächelten über das einfache Geheimnis. Man hatte nämlich die Gesichter des Pestgenerals vorher mit Zuckerwasser überstrichen.



Am 19. April 1954, neun Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs, zerriß in der Nordsee eine Minenexplosion den Tanker „Adelheid". Das Schiff sank schnell, über die Hälfte der Mannschaft kam um. Vor dem Hamburger Seefahrtsgericht fand die Verhandlung über das Unglück statt. Der Kapitän sagte aus, die Ursache sei eine jener magnetischen Grundminen gewesen, die durch Einwirkung von Meeresströmungen oder durch Schleppnetze noch heute immer wieder in die Schiffahrtswege geraten. Mehrere Zeugen bestätigten die Richtigkeit dieser Aussage. Die Frage des Vorsitzenden, ob der Kapitän sich schuldig fühle, beantwortete der mit einem lauten Nein. Es schien ein klarer Fall, lediglich der Vorschrift halber wurde auch der erste Steuermann in den Zeugenstand gerufen. Der Kürze wegen fragte ihn der Vorsitzende sogleich, ob er sich schuldig fühle an dem Unglück. Der Steuermann sah den Fragenden fest an und antwortete mit Ja. Verblüffung und Erstaunen, ja Bestürzung standen in den Gesichtern des Hohen Gerichts, und der Vorsitzende, der hoffte, sich verhört zu haben, wollte wissen, warum. „Weil ich feige war", kam es aus dem Mund des Zeugen.
Unwillig schüttelte der Richter den Kopf und erklärte, daß Mut oder Feigheit kaum Einfluß auf die Verhinderung höherer Gewalt haben dürften.
„Doch", sagte der Steuermann, „vor vierzehn Jahren hätte ich Einfluß nehmen können. Als Kommandant des Minenlegers konnte ich alle Minen taub machen lassen, die wir im gleichen Raum ausgelegt haben, in dem jetzt unser Tanker in die Luft flog."
Der Vorsitzende spürte, daß da einer stand, der durch Nachdenken zum Kriegsfeind geworden war. Erbost schnarrte er, wenn der Zeuge durchaus schuldig sein wolle, so könne man ihn gern verurteilen.
„Aber nur mit Ihnen zusammen", erwiderte der Steuermann, „denn Ihre schlimmen Urteile als damaliger Ankläger des Marinekriegsgerichts waren schuld an meiner folgenreichen Feigheit."



Gefährliche Hindernisse erschweren das Übersetzen von Einheiten. Um sie rasch zu beseitigen, klären leichte Taucher ihre Lage, Ausmaße und Besonderheiten auf.

Die Hauptarbeit unter Wasser leistet der ▶ schwere Taucher. Er räumt Stück für Stück das Hindernis beiseite. Das Anbinden der zu räumenden Teile erfordert Kraft und Umsicht.



AR besuchte

Soldaten mit Kupferhelm

Ihr Gefechtsfeld ist das Wasser, in dem sie, oft unbeachtet, den Truppen wertvolle Dienste leisten. Ihre Waffen sind Sprengmittel, Schneidbrenner, Hebezeug und das Tauchermesser, ihr Kampfanzug das leichte bzw. schwere Tauchgerät.

Soldaten mit Kupferhelmen, das sind die schweren Pioniertaucher; zu denen wir gefahren waren, um sie bei der Tätigkeit unter Wasser zu besuchen.

Die Aufgabe des Tages heißt: Freimachen des Grundes von Hindernissen, die durch „Feindeinwirkung" das Gewässer für die Überquerung unpassierbar machen. Da die genaue Lage, das Ausmaß, die Art und der Zustand des Hindernisses unbekannt sind, werden zunächst leichte Taucher zur Aufklärung befohlen. Wie gründelnde Schwäne stoßen sie hinab in die Tiefe. Dann ist gespannte Erwartung an Bord. Ungerührt bereiten sich unterdessen die schweren Taucher vor. Die 80 kg schweren Schlauchtauchgeräte liegen bereit, die Pum-





pen sind besetzt. Helfer stehen den Tauchern zur Seite, iegen ihnen den dicken Taucheranzug an, spülen die Helmfenster mit Wasser, stülpen ihnen Schulterstück und Helm über.
Trümmer einer gesprengten Brücke, die unförmig und gefährlich im Wasser liegen, melden die Aufklärer. Ihr Aufklärungsergebnis besagt weiter, daß nichts vermint ist. Es ist notwendig, Teile des Hindernisses abzubrennen. Dem schweren Taucher werden diese Aufgaben übertragen. Während er polternd außenbords geht, sind andere Pioniere mit dem Schlauchboot zur angegebenen Stelle gefahren. Dort reichen sie dem Taucher die



Schatten gleich huschen die Aufklärer durch das trübe Wasser. Bald ist das Hindernis ausgemacht und aufgeklärt. (Bild oben)

Donnern und Tosen erfüllt das Wasser, wenn der Schneidbrenner in Tätigkeit tritt. Besonders sperrigen Teilen wird so der Garaus gemacht. (Bild links)

Die Sprengladung wird mit geübten Griffen festgemacht. Unterwassersprengungen erfordern Wissen und Können. Sprengtaucher werden deshalb einer speziellen Ausbildung unterzogen.
Der schwere Taucher hat seine Aufgabe erfüllt. Aufgeblasen wie ein Frosch wird er längsseits geholt, um an Bord zu steigen. (Bild unten)





Sprengmittel. Sach- und fachkundig — Sprengtaucher sind besonders qualifizierte Taucher — bringt er die Ladungen an. Nach dem Sprengen werden die sperrigen Teile abgebrannt. Sobald der Schneidbrenner im Wasser verschwunden ist, beginnt ein donnerndes Brodeln. Das Aufblinken der Flamme an der Oberfläche des Wassers verrät, daß der Taucher emsig arbeitet.
Der letzte Akt der Handlung beginnt. Die abgesprengten bzw. abgebrannten Teile der Stahlkonstruktion werden angebunden und dann mit Hilfe des Krans gehoben.
Ein gutes Stück Arbeit wurde geleistet. Im Interesse der Gefechtshandlung der Truppen ist eine Schlacht unter Wasser geschlagen worden.

Major K. Erhart



Handbuch für Mot.-Schützen

568 Seiten, 228 Bilder, Lederin, 8,80 DM

Für alle Angehörigen der bewaffneten Organe ist dieses reichillustrierte Handbuch eine wahre Fundgrube des Wissens. Sein erster Teil enthält eine Übersicht über die allgemeingültigen Regeln des militärischen Lebens. Im zweiten Teil findet der Soldat wertvolle Anregungen für die Gefechtsausbildung und sein Verhalten im Gefecht unter Anwendung moderner Kampfmittel. Das Buch enthält die neuesten Vorschriften und berücksichtigt den modernsten Stand der Ausbildung. Es ist daher auch für Soldaten anderer Waffengattungen ein geeignetes Nachschlagewerk.

Geheimnisse um Raketen

Von Karl-Heinz Hardt · 168 Seiten, zahlreiche Bilder, Leinen 6,40 DM

Um vermeintliche Wunderwaffen, um Todesflieger und um rätselhafte Flugprojekte, kurz, um die ganze, von Geheimnissen umgebene Welt der Raketen geht es in diesem Buch. Geschickt versteht es der Verfasser, den Leser in den Bann der spannungsgeladenen Atmosphäre von Startplätzen und Versuchsstationen zu ziehen. Er vermittelt dabei auch dem Laien etwas von der nüchternen Technik, die den Start der riesigen Raketen ermöglicht, die dem Menschen heute schon kosmische Flüge und – bis jetzt noch unbemannte – Fahrten zu fernen Planeten gestatten.

Wünschen Sie diese Bücher zu besitzen, schreiben Sie bitte unter der Kenn-Nr. **FB 127** an:

FACHBUCHVERSAND IM BUCHHAUS LEIPZIG **Leipzig C1, Postfach 287**

Freitags kommt der Kellermarder
(Fortsetzung von Seite 38)

sagt Franz Enkelmann. „Trinken Sie jetzt auf meine Rechnung erst einmal einen anständigen Mokka; dann lasse ich Sie nach Hause fahren, damit Sie die Verkleidung wieder ablegen können; und wenn wir Ihre Hilfe noch einmal benötigen sollten, gebe ich Ihnen Bescheid. Doch jetzt entschuldigen Sie mich bitte." Leise vor sich hin pfeifend tritt der Hauptmann auf die Straße. Diese resolute Frau ist Gold wert, denkt er. Erst die exakte Personenbeschreibung des Täters und nun dieser Mut. Eine Menge Fotos aus der Straftatenvergleichskartei hatte man ihr vorgelegt, doch immer schüttelte sie entschieden mit dem Kopf. Drei Fotos sortierte sie schließlich aus und sagte: „Diese drei Männer haben eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm. Doch sein Gesicht war schmaler und blasser, er trug kurzes Haar, so einen Romerschnitt, und hatte einen braunen Mantel an."

Ein Zeichner fertigte nach ihren Angaben ein Porträt an, veränderte, korrigierte, bis die Frau endlich bestätigte: So sieht der Einbrecher aus. An alle VP-Dienststellen der Hauptstadt waren Zeichnung und Personenbeschreibung gegangen, und schließlich hatte ein Abschnittsbevollmächtigter gemeldet: Ein solcher Mann, Albert Geske, wohnt in meinem Bereich; ehemaliger Grenzgänger, unverheiratet, seit dem 13. 8. 1961 ohne Arbeit, lebt angeblich von seinen Ersparnissen.

In das Stammlokal dieses Mannes hatte Franz Enkelmann seine Zeugin geschickt, um ihn zu identifizieren. Und Klara Bernhard hatte ihn eindeutig wiedererkannt. Doch hoffentlich war das von ihm nicht bemerkt worden. Zwei Kriminalisten ließen zwar kein Auge von ihm, als er sich auf den Heimweg machte, und beobachteten nun das Haus, doch er konnte ja versuchen, das Diebesgut zu beseitigen — beispielsweise die elektrische Kaffeemühle aus einem der letzten Einbrüche. Unwillkürlich beschleunigt Enkelmann seine Schritte. Wenig später läßt er mit knappem Fingerdruck eine elektrische Flurklingel aufschrillen.

Ein junger Mann öffnet.

„Herr Geske?" fragt Hauptmann Enkelmann und grüßt höflich: „Guten Tag!"

„Tach!" sagt der Mann. „Ja — was is denn?"

Darf ich Sie einen Augenblick sprechen?"

„Na, dann kommen Sie mal 'rein. Geht es um größere Beträge?" Der Hauptmann macht eine Kopfbewegung, die „ja" aber auch „nein" bedeuten könnte. Ein flüchtiger Blick in die offenstehende Küche — die elektrische Kaffeemühle. Genau das gestohlene Modell. Dann stehen sie im Wohnzimmer.

„Nehmen Sie Platz", sagt Albert Geske, „und schießen Sie los!"

„Wissen Sie", meint der Besucher mit harmloser Miene, „eigentlich wollte ich Ihnen etwas Wichtiges zeigen. Wenn Sie vielleicht mitkommen wollten? Mein Wagen steht unten." Mißtrauisch hebt Geske den Kopf.

„Etwas Wichtiges?" fragt er zögernd.

„Ja, es wird Sie interessieren", sagt Enkelmann unbefangen. „Aber ziehen Sie sich einen Mantel an — nein, nicht den, sondern den braunen da, den Sie neulich anhatten, als Sie im Keller überrascht wurden!" Erschrocken fährt Albert Geske herum, sein schon blasses Gesicht wird noch bleicher. Als er sich wieder einigermaßen in der Gewalt hat, zuckt er verkrampft mit den Schultern.

„Das war ganz harmlos", sagt er. „Wenn Sie bloß deshalb kommen, da kann ich beruhigt mitfahren."

Im Präsidium führt ihn der Hauptmann vor die große Wandkarte mit den numerierten Fähnchen.

„Ein umfangreiches Betätigungsfeld", sagt er, „neunzig Geschäftseinbrüche — ist das auch alles ganz harmlos? Dort auf dem Tisch liegt übrigens Ihr verlorengegangener Nagelheber."

„Na gut", flüstert Geske tonlos nach einer ganzen Weile, „wenn Sie doch schon alles wissen — aber der eine Einbruch da unten auf der Karte, das war ich nicht!"

„Wissen Sie", meint Hauptmann Enkelmann, „Sie bekommen jetzt ein ruhiges Einzelzimmer, Feder und Papier. Schreiben Sie Ihre Taten genau auf, das spart Ihnen und uns Zeit und Ärger. Vergessen Sie aber auch eventuelle Komplicen nicht!"

Als der Kellermarder abgeführt wird, greift Franz Enkelmann zufrieden zur Zigarettenschachtel. In diesem Augenblick wird die Tür aufgerissen und Ferdinand Meng steht wild gestikulierend auf der Schwelle.

„Herr Hauptmann", schreit er aufgeregt, „schnell, ich habe sie vorhin gesehen!"

„Wen haben Sie gesehen?" fragt der und blickt mißbilligend auf die sperrangelweit aufstehende Tür.

„Na *sie*, die meine Luke ausspioniert hat, die Geliebte von dem Einbre . . ." Mit einem Male verstummt Ferdinand. Sein Blick ist unvermittelt auf eine junge Frau gefallen, die aus dem Nebenzimmer kommt: Braune Locken — die Figur — der leicht wiegende Gang — kein Zweifel!

„Da!" schreit Ferdinand, „da ist sie! Sofort festnehmen!"

„Wen?" fragt Enkelmann verblüfft, dann begreift er und prustet los.

„Darf ich vorstellen", sagt er schließlich, noch immer mit dem Lachreiz kämpfend, „Oberleutnant der Volkspolizei Erika Mai, die tatsächlich in einigen Geschäften die Lage der Kellerluken studierte, damit wir entsprechende Sicherungsmaßnahmen treffen konnten."

(Die Personen der Handlung sind erfunden. Auftretende Ähnlichkeiten ergeben sich rein zufällig.)



as Auge ans Panzerzielfernrohr gepreßt, steht Gefreiter Peter Palm hinter der 85-mm-Kanone und betätigt die Richtmaschine. Obwohl er sich gründlich auf das Schießen vorbereitet hat, überprüft er lieber noch einmal, ob auch alle Handgriffe richtig sitzen. Sicher ist sicher, denkt er. Heute soll er nämlich zum erstenmal als Richtkanonier schießen. Als K 4 hatte er zwar schon mitgeschossen, aber noch nicht als K 1. Deshalb scheint ihm diese letzte Selbstkontrolle zweckmäßig.

Klar, beim direkten Richten ist er als Richtkanonier der wichtigste Mann am Geschütz. Von seinem präzisen Richten hängt es ab, ob die Bedienung die Aufgabe erfüllt oder nicht. Sein Geschütz erhielt die Panzerschießaufgabe zugewiesen, Peter Palm kennt sie; vier Granaten für zwei Panzer. Das ist nicht einfach. Jede noch so geringe Abweichung kann ins Auge gehen. Aber gerade das will er verhindern.



Zwei Schuß - Zwei Panzer

Seiner großen Verantwortung bewußt, kann er seine innere Erregung nicht verbergen. Er wirft einen kurzen Blick zu Unterwachtmeister Rabe, seinem Geschützführer. Auch der ist ganz auf die bevorstehende Schießaufgabe konzentriert. Aber er muß die Gedanken des Genossen Palm erraten haben. Lächelnd ruft er ihm zu: „Nur zu! Wir schaffen das!"

Der Geschützführer weiß, daß er sich auf Peter Palm, den schmächtigen Berliner Jungen, verlassen kann. Schon in den ersten Wochen nach seiner Einberufung war er ihm aufgefallen, meistens angenehm, selten unangenehm. Peter Palm, der 22jährige Maurer, war elternlos aufgewachsen. Deshalb war er schon als Kind viel auf sich allein angewiesen. So wurde er zeitig selbständig, mitunter sogar zu selbstbewußt. Als er jedenfalls im April 1962 Soldat wurde, brachte er ein lockeres Mundwerk mit. Aber das legte sich bald, als ihn die Vorgesetzten und das Kollektiv der Bedienung in die Schranken wiesen. Von da an fügte sich Peter ins Kollektiv ein. Er wurde sogar eine Stütze des Geschützführers. So war es eine Zeitlang üblich, daß sich einige Angehörige seiner Bedienung nicht sonderlich beeilten, wenn es morgens „Raustreten" hieß. Erst mußte der Geschützführer eingreifen, damit es flutschte. Muß das sein? Peter sah sich das eine Weile an. Doch dann platzte ihm der Kragen. Er drängte seine Kameraden zur Eile und zur Pünktlichkeit. Seitdem hat der Geschützführer nicht nur eine Sorge weniger.

Mit Peters Leistungen in der Ausbildung ist Unterwachtmeister Rabe durchaus zufrieden. Sie wurden von Monat zu Monat besser. Erst war er Munitionskanonier, dann Verschlußkanonier. In jeder Funktion fand sich Peter schnell zurecht. Deshalb wurde er schon nach kurzer Zeit als Richtkanonier eingesetzt.

Mit seiner Ruhe und Besonnenheit ist er hier der richtige Mann am richtigen Platz. Mit der Mathematik, die ein Artillerist braucht wie der Fisch das Wasser, ist er so gut wie verheiratet. Ihm bereitet es keine Schwierigkeit, die meteorologischen und ballistischen Abweichungen beim Schießen genau zu berechnen. Mit sicherer Hand stellt er am Geschütz die Schießwerte ein.

Na, das wird sich ja heute zeigen, unterbricht der Geschützführer seine Gedanken und blickt hinüber zum anderen Ende der Lichtung. Dort müssen bald die zwei Panzerscheiben auftauchen. Nach wenigen Augenblicken ist es soweit. In etwa 1000 Meter Entfernung bewegen sich die Panzer schräg auf die eigene Stellung zu. Peter Palm verfolgt sie durch das Panzerzielfernrohr. Ruhig und sicher bedient er die Höhen- und Seitenrichtmaschine. Das Rohr zeigt drohend auf den ersten Panzer. Unterkante anrichten, hämmert es in Peter. Nur die Ruhe nicht verlieren! 900 Meter, 850 Meter, 800 – jetzt! Genau Unterkante! Der erste Schuß kracht. Peter beobachtet ihn. „Treffer!", ruft er dann seinen Genossen zu. Er möchte einen Freudentanz vollführen, aber noch rollt der andere Panzer. Schon richtet er ihn an. Wieder Unterkante! Vorhaltemaß nicht vergessen! Peter schlägt das Herz bis zum Halse. Der zweite Schuß muß auch sitzen, wünscht er sich insgeheim. Da! Jetzt habe ich ihn! Etwa 600 Meter. Krach! Die zweite Granate verläßt das Rohr. Peter beobachtet. Die Spannung ist zum Bersten. „Volltreffer!", platzt er dann mit vollem Lachen hervor.

Was jetzt vor Freude anstellen? Den Stahlhelm in die Luft werfen? Dazu hat Peter keine Zeit mehr. Schon sind der Geschützführer und die Kameraden seiner Bedienung bei ihm und gratulieren. „Bist ein Prachtkerl, Peter!" *R. Dressel*

KONSTANTIN SIMONOW

Der unsterbliche Name

Im vorigen Herbst – es war noch an der Desna, und wir fuhren an ihrem linken Ufer entlang – hatte unser Jeep eine Reifenpanne. Bis der Fahrer den Reifen wieder aufgepumpt hatte, mußten wir etwa eine halbe Stunde warten. Wie dies gewöhnlich so ist, hatte uns die Panne am ungeeignetsten Ort erwischt: Wir lagen dicht am Ufer, gleich neben einer Behelfsbrücke, fest.

Eine halbe Stunde saßen wir dort: in dieser Zeit tauchten zweimal drei oder vier deutsche Flugzeuge auf und warfen in der Nähe des Flußübergangs Bomben. Das erstemal verlief die Bombardierung wie gewöhnlich: Die Pioniere, die an der Behelfsbrücke arbeiteten, warfen sich hin, wo sie gerade standen, und warteten das Ende des Angriffs ab. Aber das zweitemal, als ein letztes deutsches Flugzeug, aufdringlich brummend, nicht aufhören wollte, seine Kreise über dem Fluß zu ziehen, sprang ein kleiner braungebrannter Pioniermajor, der den Brückenkopf befehligte, auf und begann wütend zu schimpfen.

„So werden sie noch den ganzen Tag kreisen", schrie er, „und ihr liegt da, und die Brücke bleibt, wie sie ist. Nach dem Krieg brauchen wir so eine Brücke nicht mehr, nach dem Krieg bauen wir hier eine Eisenbahnbrücke. An die Arbeit!" Die Pioniere erhoben sich einer nach dem anderen, und nach einem prüfenden Blick zum Himmel setzten sie ihre Arbeit fort.

Der Deutsche kreiste noch lange in der Luft. Als er sah, daß sein Brummen allein keine Wirkung mehr ausübte, warf er die zwei letzten ihm verbliebenen Bomben und flog ab.

„Schon ist er verschwunden!" rief der Major laut und freudig und balancierte dabei auf dem Rande der Brücke so nahe am Wasser, daß man fürchten mußte, er würde jeden Augenblick hineinfallen.

Ich hätte wahrscheinlich diese kleine Episode für immer vergessen, wenn ich nicht durch bestimmte Umstände später wieder daran erinnert worden wäre. Im späten Herbst war ich erneut an der Front, etwa in der gleichen Gegend, zunächst am Dnepr, dann noch weiter vorn. Ich mußte die weit vorgerückte Armee einholen. Auf der Fahrt fiel mir ein ständig, einmal hier, einmal da, wiederkehrender Name auf, der anscheinend zu meinem treuen Wegbegleiter werden sollte. Einmal war er auf ein Stück Holz geschrieben, das an einem Telegrafenmast angenagelt war, ein anderes Mal an die Mauer einer Hütte, ein drittes Mal wieder las man, mit Kreide an einen halbzerstörten deutschen Panzer geschrieben: „Keine Minen. Artemew" oder „Weg frei. Artemew" oder „Umleitung nach links. Artemew" oder „Brücke sicher. Artemew" oder schließlich einfach „Artemew" und ein Pfeil, der vorwärts wies.

Aus diesen Aufschriften war nicht schwer zu schließen, daß es sich offensichtlich um einen Pionier-Offizier handelte, der zusammen mit den Kampftruppen zog und die Wege für die nachfolgende Armee von Minen säuberte. Aber hier waren diese Angaben besonders häufig und genau, und, was das Wichtigste war, man konnte sich auf sie verlassen.

Nachdem mich diese Aufschriften gute zweihundert Kilometer begleitet hatten, fiel mir bei der zwanzigsten oder dreißigsten plötzlich der braungebrannte, kleine Major ein, der während des Bombenangriffes den Brückenbau an der Desna befehligte, und ich hatte das Gefühl, daß vielleicht er dieser geheimnisvolle Artemew sei, der Pionier-Schutzengel der vorwärtsstürmenden Truppen.

Im Winter – die Wege wurden schlecht – übernachteten wir am Ufer des Bug in einem kleinen Dorf, in dem ein Feldlazarett untergebracht war. Abends saßen wir mit den Ärzten am Feuer zusammen und tranken Tee. Ich weiß selbst nicht, warum ich auf einmal von den Aufschriften zu sprechen anfing.

„Ja, ja", sagte der Chefarzt des Lazaretts, „ein paar hundert Kilometer leiten uns schon diese Aufschriften. Ein berühmter Name. So berühmt, daß er sogar manchen Frauen den Kopf verdreht.



Illustration: Rudolf Grapentin

Na, werden Sie nur nicht böse, Vera Nikolajewna, ich mach' doch nur Spaß!"
Der Chefarzt wandte sich an eine junge Ärztin, die seine Worte mit einer aufgebrachten Geste des Protestes beantwortete.
„Da gibt es gar nichts zu spaßen", sagte sie und wandte sich zu mir: „Fahren Sie noch weiter nach vorn?"
„Ja."
„Die anderen lachen über meinen, wie sie sagen, Aberglauben, aber ich heiße auch Artemew, und ich glaube, daß diese Aufschriften von meinem Bruder stammen."
„Von Ihrem Bruder?"
„Ja. Seit Kriegsbeginn habe ich jede Verbindung mit ihm verloren, in Minsk haben wir uns das letztemal gesehen. Vor dem Kriege war er Eisenbahningenieur, und aus irgendeinem Grunde habe ich das Gefühl, daß es mein Bruder sein muß. Mehr noch, ich glaube es ganz fest."
„Glaubt es", unterbrach sie der Chefarzt, „und wird noch böse, weil der, der die Aufschriften malt, zu seinem Familiennamen nicht noch seinen Vornamen hinzusetzt."
„Ja", stimmte Vera Nikolajewna schlicht zu, „sehr ärgerlich. Wenn wenigstens die Unterschrift ‚A. N. Artemew' – Alexander Nikolajewitsch – da stände, wäre ich völlig überzeugt."
„Wissen Sie, was sie noch gemacht hat?" mischte sich erneut der Chefarzt ein. „Einmal schrieb sie unter eine dieser Aufschriften: ‚Was für ein Artemew? Alexander Nikolajewitsch? Er wird gesucht von seiner Schwester Artemewa, Feldpostnummer null drei neunzig B.'"
„Stimmt das?" fragte ich.
„Das hab' ich geschrieben. Nur haben alle über mich gelacht und mir versichert, daß manche den Rückweg nach ihren eigenen Aufschriften wählen, Pioniere aber fast nie. Das stimmt zwar, aber ich habe es dennoch geschrieben ... Und Sie, wenn Sie weiter nach vorn fahren", fuhr sie fort, „fragen auf jeden Fall in jeder Division, bis Sie ihn einmal aufspüren. Ich schreibe Ihnen noch unsere Feldpostnummer auf. Wenn Sie ihn finden, tun Sie mir den Gefallen und schreiben Sie mir ein paar Zeilen. Ja?"
„Gut."
Sie riß ein Stück von einer Zeitung ab, schrieb ihre Adresse darauf und gab es mir. Als ich das Stück Papier in meine Uniformbluse steckte, verfolgte sie es mit einem Blick, als wollte sie in die Tasche spähen und sich vergewissern, ob die

Adresse dort wirklich gut aufgehoben sei und nicht verlorengehen könne.

Der Vormarsch ging weiter. Am Dnepr und auch in dem Gebiet jenseits des Flusses traf ich immer wieder auf den Namen Artemew: „Weg frei. Artemew." Und wieder einfach „Artemew" und ein Pfeil, der vorwärts wies.

Es war im April, in Bessarabien. In einer unserer Schützendivisionen gab mir ein General auf meine Frage nach dem mich interessierenden Namen ganz unerwartet die Antwort:

„Na, und ob, das ist doch der Kommandeur meines Pionier-Bataillons – Major Artemew. Ein ausgezeichneter Pionier. Aber warum fragen Sie? Der Name ist Ihnen sicher oft begegnet?"

„Ja, sehr oft."

„Das wäre auch! Nicht nur für die Division, für das Korps, ja, für die gesamte Armee säubert er den Weg von Minen. Immer ist er ganz vorn. Für die ganze Armee ist das ein berühmter Name, obwohl ihn kaum einer von Angesicht zu Angesicht gesehen hat – er ist immer vorn. Ein berühmter, man kann schon sagen, ein unsterblicher Name!"

Wieder dachte ich an den Flußübergang über die Desna, an den kleinen braungebrannten Major, und ich sagte dem General, daß ich Artemew gern sehen möchte.

„Da müssen Sie schon warten! Wenn ein vorübergehender Stop bei uns eintritt, dann können Sie ihn sehen. Jetzt haben Sie da kein Glück – er ist mit Erkundungsabteilungen in vorderster Linie."

„Übrigens, Genosse General, wie heißt er eigentlich mit Vornamen?"

„Mit Vornamen? Alexander Nikolajewitsch. Warum?"

Ich berichtete dem General über meine Begegnung im Lazarett.

„Ja, ja", bestätigte er, „soviel ich weiß, kommt er aus der Reserve. Aber er ist heute ein solcher Haudegen, als ob er schon hundert Jahre in der Armee gedient hätte. Ich glaub' schon, daß er es ist."

Nachts wühlte ich in der Tasche meiner Uniformbluse und fand das Stück Papier mit der Adresse des Lazaretts. Ich schrieb der Ärztin Artemewa einige Worte darüber, daß sich ihre Vorahnung erfüllt hätte und daß es nun bald tausend Kilometer seien, die sie schon den Spuren ihres Bruders folge.

Nach einer Woche sollte ich bedauern, diesen Brief geschrieben zu haben.

Es war auf dem jenseitigen Ufer des Pruth. Eine Brücke war noch nicht errichtet, aber zwei pünktliche Fähren, die wie ein guter Uhrenmechanismus arbeiteten, bewegten sich monoton und pausenlos von einem Ufer zum anderen.

Als ich mich dem linken Ufer näherte, sah ich auf einem zerstörten deutschen Panzer die bekannte Aufschrift: „Flußübergang frei. Artemew."

Ich überquerte den Pruth in der langsamen Fähre, und am Ufer angelangt, schaute ich mich um – unbewußt suchte ich wieder die bekannte Aufschrift. Da erblickte ich – zwanzig Schritte entfernt, direkt am Uferabhang – einen kleinen frisch aufgeschütteten Hügel mit einer sorgsam gefertigten hölzernen kleinen Pyramide, auf der oben, unter dem metallenen Stern, ein viereckiges Täfelchen angebracht war.

Darauf stand geschrieben: „Hier ruht der Major A. N. Artemew, der den Heldentod des Pioniers beim Übergang über den Pruth starb." Und darunter stand mit großen roten Buchstaben hinzugefügt: „Vorwärts, nach Westen."

Auf der Pyramide erblickte ich unter viereckigem Glas eine Fotografie. Ich schaute sie mir genau an. Es war eine alte Aufnahme, mit abgenutzten Rändern, die wahrscheinlich lange in der Tasche einer Militärbluse gesteckt hatte, aber man konnte dennoch gut erkennen: Es war der kleine Major, den ich vor mehr als einem halben Jahr beim Übergang über die Desna kennengelernt hatte.

Lange stand ich vor dem Hügel. Verschiedenartige Empfindungen beherrschten mich. Ich bedauerte die Schwester, die den Bruder verloren hatte, vielleicht noch bevor sie der Brief mit der Nachricht, daß sie ihn gefunden hatte, erreichte. Und dann erfaßte mich ein Gefühl der Einsamkeit. Es schien, irgend etwas würde anders sein auf den Wegen ohne diese vertraute Aufschrift „Artemew". Verschwunden war mein unbekannter treuer Begleiter, der mich immer beschützt hatte. Aber was war zu tun? Im Krieg muß man sich, so schwer es auch fällt, an den Tod gewöhnen.

Wir warteten, bis unsere Wagen von der Fähre abgeladen waren, und fuhren weiter. Nach fünfzehn Kilometern, dort, wo zu beiden Seiten des Weges tiefe Schluchten abfielen, sahen wir an der Böschung eine große Menge übereinandergeschichteter deutscher Panzerminen, die riesigen Tabletten ähnelten, und an einem einsamen Telegrafenmast ein Holztäfelchen mit der Aufschrift: „Der Weg ist frei. Artemew".

Hier war nicht etwa ein Wunder geschehen.

Wie viele Einheiten, in denen der Kommandeur lange nicht gewechselt hatte, hatte sich auch dieses Pionier-Bataillon daran gewöhnt, sich Artemew-Bataillon zu nennen, und die Soldaten ehrten das Andenken ihres gefallenen Kommandeurs, indem sie seinen Namen überall dort anschrieben, wo sie durchgezogen waren und der Armee den Weg gesichert hatten. Und als ich unter dieser Aufschrift nach zehn, nach dreißig, nach siebzig Kilometern immer wieder den gleichen unsterblichen Namen fand, glaubte ich zu wissen, daß ich dereinst, in naher Zukunft, beim Überschreiten des Njemen, der Oder, der Spree wieder das Holztäfelchen mit der Aufschrift finden würde: „Der Weg ist frei. Artemew."

Gustav Jabs: Des Soldaten Gleichschritt



279 Seiten, 6,30 DM, DMV

Mit Genossen Paschke haben es die Vorgesetzten nicht leicht, aber auch Heinz Paschke hatte und hat es nicht leicht. Den Vater hat er nicht gekannt, 1945, als er vier Jahre alt war, überrollte ein Panzer seine Mutter. Sowjetsoldaten fanden ihn, dann probierte eine Verwandte untaugliche Erziehungsmethoden an ihm aus. Und 1958 haben wir Heinz Paschke so: trotzig, unausgeglichen, geltungsbedürftig, immer in Opposition. Typisch Halbstarker, könnte man sagen. Und um der Tante und allen zu zeigen, was für ein Kerl er ist, meldet er sich zur Volksarmee. Auch das ist ein Weg.

Am Anfang der Ausbildung geht es ganz gut. Doch dann, in der Stammeinheit, wird Paschke „ein Fall". Er wird zum Erziehungsproblem, weil der Kompaniechef, Hauptmann Flenz, ein Problem ist. Bald sitzt Paschke im Arrest. Disziplinschwierigkeiten häufen sich. Aber welcher Vorgesetzte hat gern einen unbequemen Unterstellten? Also wird Paschke bei erstbester Gelegenheit auf elegante Art versetzt. Alles scheint wieder gut. In der neuen Einheit haut er zwar mächtig auf die Pauke, doch hier verderben schlechte Beispiele gute Sitten nicht. Das Kollektiv ist gefestigt, der Neue muß sich einordnen. Aber Paschke und Flenz entgehen sich nicht; auch Hauptmann Flenz wird in die Kompanie versetzt, und das Übel beginnt von neuem. In seinem Zugführer, Unterleutnant Brandstein, findet Paschke zwar den verständnisvollen Vorgesetzten, doch auch der gerät bald in Schwierigkeiten. Flenz versteht es schnell, sein Diktat zu errichten und jegliche Initiative der Genossen zu ersticken. Der Hauptmann will keinen „Diskutierklub", was er erreicht ist schlimmer. Während einer Übung versagt Unterleutnant Brandstein, und Flenz hat nun Oberwasser. Mit dem Hinweis auf die Dienstvorschriften unterdrückt er jeden Einwand. Und manchen Ärger wird es noch geben, bis die Ursachen der Fehler erkannt sind und einsichtsvolle und verantwortungsbewußte Genossen kritisch und helfend eingreifen und alles ins rechte Lot bringen.

Hauptmann Jabs wendet sich einem gewichtigen Thema zu: Die Erziehung der Soldaten, und – vor allem – die Erziehung der Erzieher. Denn das sollte man deutlich erkennen: Paschke, so schwierig er sich auch gibt, kommt ins rechte Gleis, hat er die richtige Umgebung. In unserem Falle verbaut ihm das zeitweilig ein Vorgesetzter, der vor lauter Prinzipien den Menschen nicht sieht. So wird der Soldat Paschke zum Spiegel, in dem die Arten und Unarten seiner Offiziere vergrößert und vergröbert sichtbar werden. Flenz, Paschke und Brandstein stehen im Mittelpunkt des Geschehens, die anderen Genossen treten verhältnismäßig stark zurück, doch leider bleiben auch ihre Beziehungen zueinander recht schematisch. Zu direkt sind häufig Ursache und Auswirkung nebeneinandergestellt, zu offen und vordergründig. Wäre es im Leben nur ebenso leicht!

Gut sind dem Autor die ersten Kapitel gelungen, doch schwieriger war es, Flenz zurückzuführen und Brandstein zum Recht zu verhelfen. Und hier kommt Jabs nicht ohne Hilfe von außen aus. Ingrid, die Freundin Heinz Paschkes, eine liebenswerte kleine Kratzbürste, sagt dem Hauptmann ungeschminkt ihre Meinung, und das ist der letzte Anstoß, damit Flenz in sich geht.

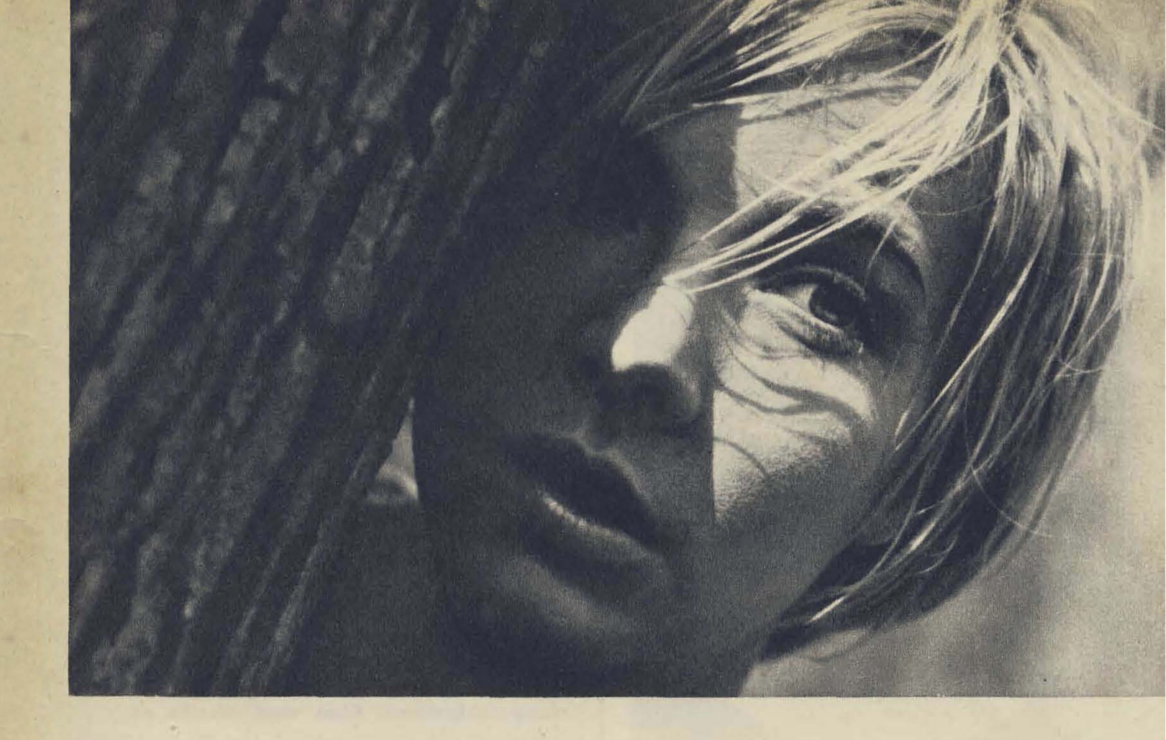
Gustav Jabs' Verdienst ist es vor allem, den Blick des Lesers auf ein wichtiges Problem gelenkt zu haben. Und – bei allen Vorbehalten – der Schritt, den der Autor mit seinem zweiten Buch getan hat, ist unverkennbar. *Claus*

Julius Mader: Jagd nach dem Narbengesicht



DMV, 324 Seiten, 4,90 DM. Ein Dokumentarbericht über Hitlers SS-Geheimdienstchef Otto Skorzeny.

Der Autor, der inzwischen durch mehrere Bücher und dokumentarische Presseveröffentlichungen (Die graue Hand, Im Dienste der Unterwelt, Die Killer lauern) Hunderttausenden Lesern der DDR, der UdSSR, Polens, der ČSSR, aber auch kapitalistischer Staaten bekannt wurde, folgt in seinem Buch den Spuren eines der berüchtigten faschistischen Massenmörder; Menschenräuber, Geldfälscher, Günstling Hitlers, Himmlers und Kaltenbrunners, Abenteurer und Anführer ebenso wahnwitziger wie sinnloser Kommandounternehmen, Bilderstürmer und Synagogenschänder, Henker tschechischer und slowakischer Partisanen und Durchhaltestratege – das ist die Visitenkarte Otto Skorzenys.



Wie hieß denn DER?

Magdalena und ihr Geliebter sind in einem Nordberliner Arbeiterviertel aufgewachsen. Das „tiefe Wasser" zwischen ihnen war nicht der Klassenwiderspruch, der so viel Liebe schon zerstört hat – es war die Macht des ohne ihr Verschulden heraufkommenden Faschismus, die einen Abgrund zwischen ihnen schuf, tiefer als das tiefste Wasser und unüberbrückbar, weil es keine Versöhnung zwischen Tod und Leben geben kann.

Nennen Sie uns den Filmtitel, zu dem auch das Szenenfoto gehört, auf einer Postkarte. Kennmarke (unten) nicht vergessen. Einsendetermin (Poststempel) 1. August 1963. Unter den Einsendern richtiger Lösungen werden drei Gewinner ermittelt. Unser Juni-Titel hieß: Der Mann aus dem 1. Jahrhundert.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

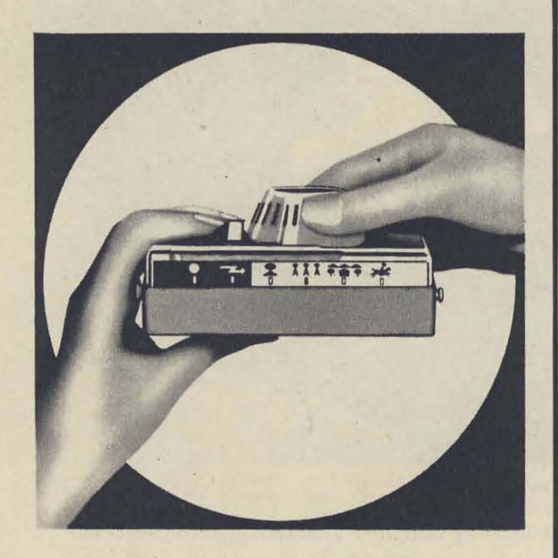
1. **„Film gestern und heute". Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in 2 Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner unseres Mai-Rätsels sind:

1. Wolfgang Steinicke, Barth
2. Ehrenfried Tulka, Löbau
3. Gefreiter Bernd Stapel, Schwerin

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

Motivregister einstellen – auslösen!

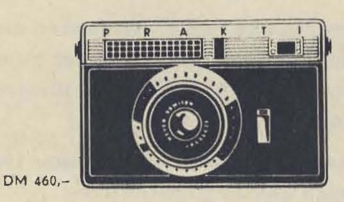


Mehr ist zum Fotografieren mit der vollautomatischen Prakti nicht nötig.

Automatische Einstellung von Entfernung und Belichtungszeit über Symbole des Motivregisters, der richtigen Blende durch Belichtungsautomatik.

Verschlußspannen und Filmtransport ebenfalls vollautomatisch durch eingebauten Elektromotor.





DM 460,–

Besondere Merkmale:

Motivregister für 6 Motivorten

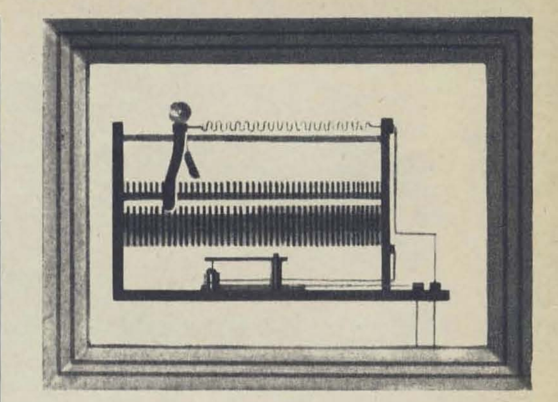
Universalprogramm-Steuerung und Belichtungsautomatik

36 Aufnahmen 24 x 36 mm

Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton

Prestor-Verschluß mit Blitzsynchronisation

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN



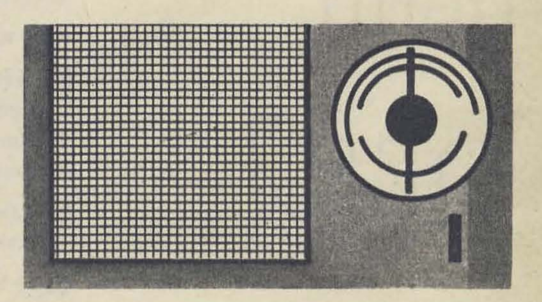
Der Stolz unserer Väter

war der selbstgebaute Detektorapparat. Wie mühevoll und primitiv mußte die Variometerspule gewickelt werden, und wieviel Geduld gehörte jedesmal dazu, mit dem Kristalldetektor auf Empfang zu kommen. Aber, man schaffte es, man meisterte die „neue Technik". Die Halbleitertechnik von heute zu meistern ist leichter. Das selbstgebaute Transistorengerät ist sofort empfangsbereit.

Zum Selbstbau von Transistorengeräten eignen sich unsere sorgfältig ausgemessenen „LA-Transistoren".

LA 25 = 25 mW, LA 50 = 50 mW, LA 100 = 100 mW, LA 1 = 1 W, LA 4 = 4 W, LA 30 = HF.

„LA-Transistoren" sind zu Sonderpreisen in Fachgeschäften erhältlich.



VEB HALBLEITERWERK FRANKFURT (ODER)

FRANKFURT (ODER) – MARKENDORF



NACH DIENST in der BASTELECKE

Polytechnik für den Rationalisator (IV)

Soldat Krause meißelte drauflos, was das Zeug hielt. Dabei kam er natürlich tüchtig ins Schwitzen. Als ihn sein Freund Erich so bei dieser anstrengenden Arbeit sah, schüttelte er nur den Kopf. „Mensch, warum nimmst du denn nicht die Eisensäge? Das geht doch in diesem Fall viel einfacher. Außerdem ist die Nacharbeit nicht so groß, da du nur mit der Feile die Schnittkante säubern mußt." Soldat Krause gab Erich recht. „Wenn du meinst, Erich", sagte er, „dann zeige mir mal, wie man mit dem Ding umgeht. Ich habe so eine Eisensäge noch nie in der Hand gehabt." Und Erich erklärte es ihm eingehend. Etwa so:

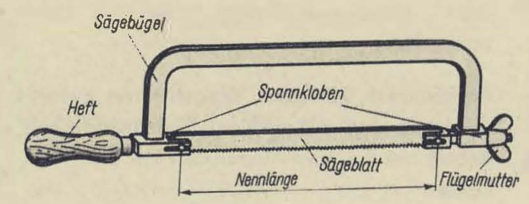
Trennen mit der Säge

Neben dem Meißeln und der Anwendung einer Blechschere kann von einer größeren Werkstoffmenge das benötigte Material auch durch Sägen abgetrennt werden. Bei stärkerem Material wird dafür die Handbügelsäge (Abbildung 1) verwendet, in die ein entsprechendes Sägeblatt eingespannt wird. Ist das Material schwächer, kann auch für nicht zu große Schnittlängen die Laubsäge verwendet werden.

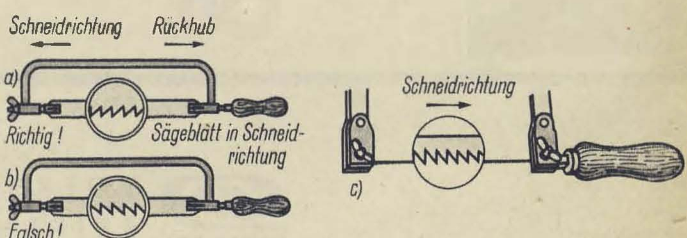
Die Zähne des Sägeblattes können mit kleinen Meißeln verglichen werden. Beim Sägevorgang heben sie kleine Späne vom Material ab, die von den Zahnlücken aufgenommen und abgeführt werden. Damit das Sägeblatt im Material nicht klemmt, muß die erzielte Schnittfuge breiter sein als das benutzte Sägeblatt stark ist. Das wird erreicht, wenn die Zähne der Sägeblätter geschränkt sind. Dabei sind die Zähne abwechselnd nach rechts und nach links gebogen. Allerdings findet man diese Anordnung nur bei Sägen für die Holzbearbeitung. Metallsägeblätter haben sehr viele kleine Zähne, die nicht geschränkt werden können. Diese Zähne werden gestaucht, so daß die Schnittkante breiter wird, oder das ganze Sägeblatt wird an den Zahnkanten gewellt.

Die Handbügelsäge, vielfach auch Eisensäge genannt, hat infolge der genormten Sägeblattlänge eine Einspannlänge von 300 mm. Das Sägeblatt wird zwischen einen Heftkloben und einen Spannkloben gespannt, die sich an dem U-förmig gebogenen Sägebügel befinden. Der Heftkloben ist fest mit dem Sägebügel verbunden, während der Spannkloben in einem Vierkantloch gleitet. Mit einer Flügelschraube am Spannkloben kann das Sägeblatt gespannt werden. Das richtige Einspannen des Sägeblattes ist wichtig, damit es keine wellenförmigen Bewegungen ausführen oder sich verwinden kann, wodurch Zähne ausbrechen oder sogar das ganze Sägeblatt entzweigehen könnte. Der Heftkloben und der Spannkloben sind kreuzweise geschlitzt, so daß vier Einspannmöglichkeiten bestehen. Das wirkt sich vorteilhaft aus, wenn durch den Bügel die Schnittlänge begrenzt ist. Durch Umspannen um 90° wird bei schmalen Werkstücken meist eine längere Schnittlänge bewältigt, da dann der Bügel rechts oder links am Werkstück vorbeigleiten kann.

Beim Einspannen des Sägeblattes in die Handbügelsäge muß beachtet werden, daß dieses Sägeblott anders eingespannt wird als bei der Laubsäge. Da man mit der Handbügelsäge waagerecht sägt und in der Stoßrichtung eine größere Kraft auf die Säge ausübt, zeigen die Schneiden in Richtung zum Spannkloben (Abbildung 2). Bei der Laubsäge zeigen die Schneiden zum Griff, da sie senkrecht bewegt wird. Mit der Laubsäge können neben Holz auch Kunststoffe und dünne Bleche gesägt werden. Für Metalle nimmt man ein Laubsägeblatt mit vielen Zähnen, als mit kleinem Spanwinkel. Vorteilhaft ist die Laubsäge beim Aussägen von Durchbrüchen. Man



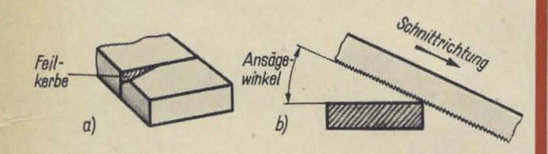
Ansicht einer Handbügelsäge.

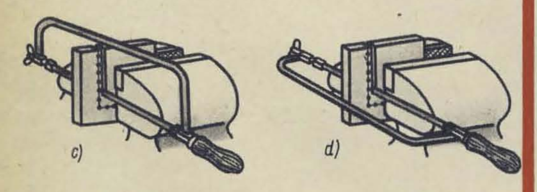


Einspannen des Sägeblattes bei der Handbügelsäge (a und b) und bei der Laubsäge (c).

bohrt ein Loch und spannt das Laubsägeblatt durch die Öffnung hindurch in den Bügel. Beim Sägen muß die Laubsäge etwas nach vorn geneigt werden. Dadurch entsteht eine größere Schnittlänge, und die Zähne brechen nicht so leicht ab.

Das Werkstück wird zum Sägen fest in den Schraubstock eingespannt, damit es nicht federt. Da man beim Anschneiden oft abrutscht und dadurch eventuell die Kante des Werkstückes beschädigt, ist es besser, mit einer Dreikantfeile eine Kerbe an der Schnittlinie einzufeilen (Abbildung 3). Dadurch erhält das Sägeblatt eine gute Führung. Rohre werden nicht in einem Arbeitsgang durchgesägt, sondern nur jeweils bis an die innere Wandung und dann umgespannt. Die Sägezähne haken sehr leicht an der inneren Wandung und brechen aus. Außerdem wird durch das Umspannen die Führung besser und dadurch der Trennschnitt gerade.



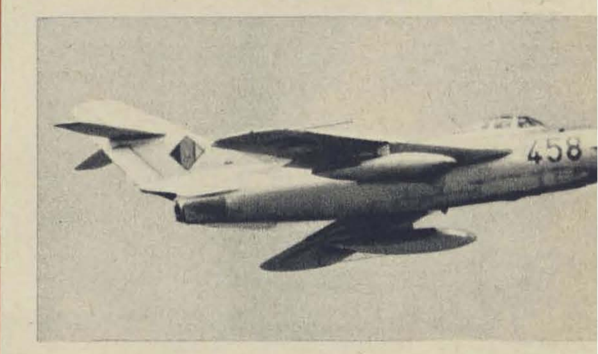


Zum besseren Anschnitt der Säge wird mit einer Dreikantfeile eine Kerbe angefeilt (a); die Säge wird mit einem kleinen Winkel angesetzt (b); ist der Sägeschnitt zu lang (c), dann wird das Sägeblatt umgespannt (d).

Zum Einsägen von Schlitzen in Achsen oder Schraubenköpfe benutzt man die leichte, handliche Einstreichsäge. Bei der einfachen Ausführung ist das Sägeblatt eingenietet. Moderne Einstreichsägen erlauben das Auswechseln von Sägeblättern verschiedener Zähnezahl und verschiedener Stärke. Bei diesen Einstreichsägen wird das Sägeblatt mit mehreren Flügelmuttern festgeschraubt.

Das FOTO für Sie

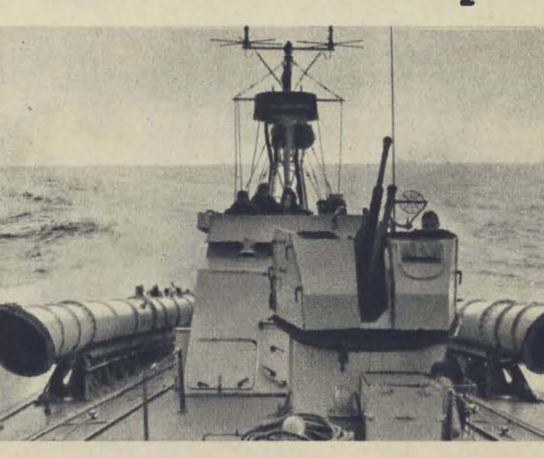
Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 7/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Gut bedacht ist halb gemacht

Tagebuchnotizen des Genossen Horst Weihs, Hauptwachtmeister in einer Flakbatterie (Schluß)

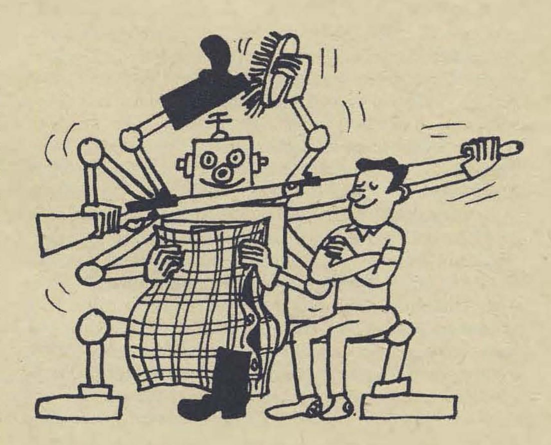
4. Mai. Wir sind gut auf den Empfang der neuen Wehrpflichtigen vorbereitet. Es war eine ganz schöne Arbeit, aber jetzt sind die Stuben blitzsauber, die Schränke ausgewaschen, die Betten gebaut. Jedem neuen Soldaten habe ich vor dem Bett alle B/A-Sachen, die nicht angepaßt zu werden brauchen, im Zeltbahnbündel bereitgelegt. Das spart Zeit.

6. Mai. Bis Mittag waren alle „Neuen" eingetroffen. Sofort baden, Haare schneiden, Schränke einräumen, Uniformen anpassen usw. Es ist längst 22 Uhr, als ich endlich mein Motorrad besteigen und nach Hause fahren kann.

7. Mai. Die neuen Genossen machen gut mit und befolgen willig alle Anordnungen und Befehle. Ein bißchen unbeholfen sind sie ja noch. Und bei einigen merkt man sofort, daß „Mutti" zu Hause alles nachräumen mußte. So mancher würde jetzt wohl gern einen Roboter in Dienst nehmen. Ab morgen werden sie nun außerhalb der Batterie für sechs Wochen in einem Grundlehrgang mit den Grundbegriffen des Soldaten vertraut gemacht. Doch jeder weiß jetzt schon, wie er nach den sechs Wochen in der Batterie eingesetzt und welche Spezialausbildung er erhalten wird, d. h., gefechtsmäßig sind sie schon eingegliedert.

Gemeinsam hebt sich leicht der Stamm ...

9. Mai. Heute haben wir unseren bisherigen Schirrmeister, Oberwachtmeister Pfeifer, feierlich verabschiedet. Vielleicht gehört das nicht in ein Tagebuch, aber wir haben jahrelang gut zusammengearbeitet, und da wird einem etwas wehmütig ums Herz, wenn ein bewährter Genosse, ein verläßlicher Mensch und Kamerad ausscheidet. (Siehe auch Eintragung vom 6. April, Heft 5/63). Viele Genossen sind in den langen Dienstjahren durch seine Schule gegangen, und ich glaube, etwas von seiner Bewußtheit und seinem Pflichtgefühl hat auf sie abgefärbt. Soldaten wie er haben unserer NVA in den vergangenen Jahren die innere Festigkeit verliehen und für einen hohen Stand der Einsatzbereitschaft gesorgt. Aber das Leben geht weiter. Der neue Schirrmeister, Wachtmeister Legler (24, Maurer), ist schon eingetroffen. Bisher hat er im Stab als Fahrlehrer gearbeitet. Er ist ein vorbildlicher Parteigenosse: Seit seiner Einstellung 1958 hat er 20 Belobigungen und das Leistungsabzeichen der NVA erhalten. Seine Entwicklung ist typisch für viele unserer jüngeren, längerdienenden Unteroffiziere: mittlere Reife, Berufsausbildung; Fernsprechunteroffizier und Fahrerlaubnis Klasse 5; Schirrmeisterlehrgang und dort (allerdings eine rühmliche Auszeichnung) Erwerb des Fahrlehrerscheines. Er besitzt außerdem die Fahrberechtigung für nichtgepanzerte Kettenfahrzeuge über 10 t und für gepanzerte Räderfahrzeuge. Eine gute Visitenkarte. Er hat auch gestern gleich eine Probe seiner Reaktionsschnelligkeit und seiner sauberen Einstellung im Straßenverkehr abgegeben. Ein Zivilfahrzeug fuhr



unvorschriftsmäßig und ihm blieb keine andere Ausweichmöglichkeit, als einen Baum zu streifen. Die Verkehrspolizei und wir haben ihn gefragt, was seine Reaktion beeinflußt habe. Er sagte: „Ich sah auf Anhieb, daß ich durch den Baum nicht persönlich zu Schaden kommen würde. Mich hätte zwar jedes Gremium freigesprochen, wenn ich das Zivilfahrzeug hätte auflaufen lassen, aber wer weiß, was mit dem Fahrer passiert wäre. Das oberste Gesetz ist der Schutz von Menschenleben."

Der Ton macht die Musik

10. Mai. Über acht Tage sind nun auch schon die neuen Unteroffiziere (Wehrpflichtige) bei uns. Wir älteren Vorgesetzten sind angenehm überrascht. Im Herbst vergangenen Jahres eingestellt, haben sie das halbe Jahr Unteroffiziersschule offensichtlich gut genutzt. Es sind durchweg 10-Klassenschüler mit abgeschlossener Berufsaus-

bildung. Sie haben Elan und geben sich große Mühe. Nur mit der Kommandosprache (Lautstärke) hapert es noch etwas. Gestern war z. B. der Genosse Erfuhrt UvD und ließ zum Essen raustreten. Die Trillerpfeife hatte jeder Soldat gehört, (sie bedeutet jedoch nur „Achtung!"), doch sein anschließender Kommandoruf war ein Mausgepiepse. Natürlich kamen da die Soldaten so einer nach dem anderen, wie es sich eben rumsprach. Oder ein anderes Beispiel: Ich gehe abends nach Hause, da war die Treppe nicht ganz sauber. Am anderen Morgen ist der Schmutz noch immer da, obgleich ich Genossen Erfuhrt in die Aufgaben des Revierdienstes eingewiesen hatte. Die Ursache war, daß er dem betreffenden Genossen so nebenbei in verbindlichem Ton gesagt hatte, jener solle doch mal die Treppe mit saubermachen. Ähnlich ist es bei den Genossen Unteroffizieren Haack und Jenkel. Der Batteriechef hat mit ihnen darüber gesprochen. Ich selbst habe mich mit Genossen Unteroffizier Jenkel unterhalten. Er ist 20 Jahre alt, von Beruf Betriebsschlosser. Seine Antwort ist typisch: „Das militärfachliche Wissen habe ich mir auf der Unteroffiziersschule angeeignet, aber die Praxis als Vorgesetzter ist mir neu und ungewohnt. Werde ich mein Wissen auch richtig an die Soldaten weitervermitteln können? Wie soll ich reagieren, wenn mich Soldaten, die mit mir zusammen eingestellt wurden und mich also noch als Gleichgestellten kennenlernten, im Dienst mit „Du" anreden? Oder was soll ich machen, wenn die freiwilligen Soldaten oder Gefreiten mich hinterrücks, aber für mich beabsichtigt hörbar als „jungen Hüpfer" bezeichnen, der „erst mal anständige Wache schieben soll"? Alle diese Gedanken hemmten mich ein wenig, und das drückte sich dann in einem etwas unsicheren Auftreten gegenüber den Soldaten aus. Im Unterton meiner Stimme schwang kein Befehlston, sondern eher eine bittende Aufforderung mit, und einige Soldaten nahmen mich dann nicht für voll. Aber ich habe das schon erkannt und werde mir Mühe geben, durch gute Arbeit auch das nötige Selbstvertrauen zu erringen. Ich glaube, „zu laut" werden und „kraft meines Amtes" herumkommandieren ist nicht der richtige Weg; meine Art der Ausbildung muß mir die nötige Achtung bei den Soldaten erwerben. Aber Ihr Hinweis ist richtig: Man muß bei der Befehlsgebung artikuliert und nachdrücklich sprechen."

12. Mai. Der Batteriechef bringt vom Stab eine Neuigkeit mit, die ich mit einem weinenden und einem lachenden Auge zur Kenntnis nehme: Unsere Batterie hat die Ehre, eine Anzahl Genossen und die gesamte Technik für die Ausbildung von Reservisten zu stellen. Sechs Wochen an die See! Für uns sehr reizvoll, aber was werden unsere Frauen dazu sagen? In den letzten Monaten war ich nur an vier oder fünf Wochenenden zu Hause. Zweimal Truppenübung — einmal Schießen — einmal sonntags Diensthabender — 14 Tage Einsatzbatterie — da blieb nicht viel Zeit für die Familie. Unsere Frauen bringen immer wieder Verständnis für unser Leben auf und verlieren kein Wort des Vorwurfs. Sie wissen, letztlich stehen wir dafür, daß nie mehr eine Frau vergeblich auf die Rückkehr ihres Mannes warten muß. Trotzdem ist es schmerzlich, wenn sie sonntags mit den Kindern allein spazieren gehen müssen. Ich glaube, sie verdienen dafür einmal ein paar aufmunternde, anerkennende Worte!

18. Mai. Wir sind nun schon einige Tage an unserem neuen zeitweiligen Aufenthaltsort. Ich bin fast umgefallen: eine seit Monaten unbewohnte Baracke! Und wie sieht es heute aus? Gardinen, saubere Stuben und Schränke! Und mit Schilf, Muscheln, viel Farbe und mit Blumen haben wir die Örtlichkeit um uns herum verschönt. Im Flur hängen Fotos und eine große Wandzeitung. Ein Fernsehgerät wird noch besorgt. Nun läuft der Laden wieder. Für den Empfang der Reservisten ist auch alles hergerichtet. An den Stuben, an den einzelnen Betten und Schränken sind schon kleine Schildchen mit den Namen der Neuankömmlinge.

19. Mai. Heute war der Stabschef der Abteilung bei uns und hat uns gelobt. Wir waren sehr stolz, denn die Sache ist die: Wir sind hier eine Abteilung, die aus verschiedenen Garnisonen zusammengewürfelt ist. Auch der Abteilungsstab kommt von woanders. Da haben wir natürlich aus Tradition und um unserer Stammeinheit keine Schande zu machen, uns besonders angestrengt.



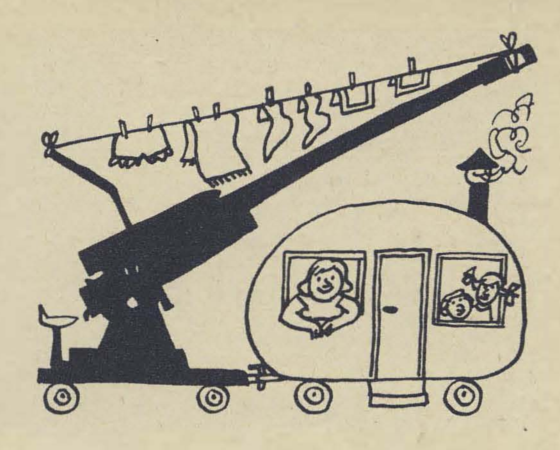
Einsicht ist der erste Weg zur Besserung

23. Mai. Heute früh habe ich mich gleich auf nüchternen Magen sehr geärgert. Es fehlte nicht viel, und ich hätte den Genossen Roth (23) auf der Stelle bestraft. Es war ‚raustreten zum Frühstück' befohlen, da rasierte er sich noch im Waschraum. Als ich ihn anspreche, sagt er erbost zu mir: „Sie meckern an mir nur egal herum!" Da war ich ja leicht geplättet. In seinem Fall stimmt das überhaupt nicht, im Gegenteil, ich schätze seine militärisch-technischen Fähigkeiten. Er ist ein guter ATS-Fahrer, und weil er auch sonst ein intelligenter und wohl zu leidender Bursche ist, sehe ich schon über manches hinweg. Aber an den Tagesablaufplan hat sich jeder Soldat zu halten und was wahr ist, ist wahr: Er tanzt immer aus der Reihe, und bevor er einen Befehl (dann allerdings ordentlich) ausführt, diskutiert er gerne darüber. Da nimmt es nicht

wunder, wenn er mir ständig auffällt und ich ihn rügen muß; aber ist das meine Schuld?
Ich bin nur froh, daß ich ruhig geblieben bin, denn am Nachmittag habe ich ihn mir einmal vorgenommen und mich mit ihm näher unterhalten; das war aufschlußreich. Er ist es von seiner Arbeitsstelle her gewohnt, vieles selbständig zu entscheiden. Als Heizungsmonteur und viel auf Außenmontage, kann er seine Arbeit nach seinem Plan einrichten. Auch ordnen die Ingenieure nicht so ohne weiteres an, sondern sprechen erst mit den Arbeitern darüber und „wir wissen schon, wie wir mit dem Rücken an die Wand kommen". Hier bei der Armee sei das nicht möglich, das ginge ihm ein wenig gegen den Strich. Er wisse zwar, daß er sich nicht richtig verhalte, aber er habe diese Bemerkung heute morgen gemacht, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, und außerdem habe er mich kränken wollen, um seinen Ärger abzureagieren.
Was soll man dazu sagen? Ich habe ihn gefragt, ob er die Notwendigkeit der Wehrdienstpflicht einsehe. Er bejahte. „Wenn das so ist", sagte ich, „dann müssen Sie sich auch zusammennehmen können. Schließlich regiert der Kopf über Gefühle und Neigungen, und Sie beweisen erst dann Ihre Einsicht in die Notwendigkeit, wenn Sie Ihren Hang zur Bequemlichkeit und Eigenbrötelei unterdrücken und ordentlich Ihren Dienst machen. Das verstehen wir unter bewußter Disziplin."

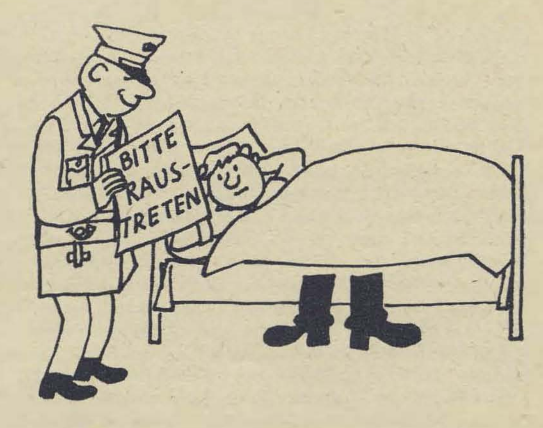
Arbeit ist der Ehre Preis

25. Mai. Es gab vorige Woche ein großes Hallo, als die Reserveausbilder — Offiziere und Unteroffiziere — eintrafen. Wir haben uns alle schon einmal gesehen oder früher zusammen gedient. Jetzt sollen wir — die Aktiven — sie einige Zeit ausbilden, damit sie dann die noch erwarteten Reservisten ausbilden können. Seit einer Woche läuft diese Arbeit schon. Unser Stammpersonal gibt sich große Mühe und auch die Reservisten sind eifrig dabei. Wir haben gleich Lernaktivs zusammengestellt, in denen sogar abends nach Dienst studiert wird.
Heute erfuhr ich, daß auch beim zu Hause verbliebenen Teil der Batterie unser Beschluß über die Kontrolle des Wettbewerbs und die Neuorganisierung der Bestenbewegung wahr gemacht wird. Die Soldaten stellten sich unter der Anleitung der Gruppenführer persönliche Ziele; die Auswertung des Wettbewerbs von Mann zu Mann erfolgt in der Gruppe täglich und von Gruppe zu Gruppe zweimal wöchentlich.
Hier bei uns macht es sich vorteilhaft bemerkbar, daß wir noch vor der Abreise an einzelne Genossen Partei- und FDJ-Aufträge gegeben haben. (Sozusagen als Endspurt zum VII. Parlament!) Oberleutnant Woitschig und Unteroffizier Kliem haben demzufolge hier schon die Sportarbeit organisiert: Volleyball (wir sind schon wieder beste Einheit, jedes Spiel gewonnen) Abnahme Sportabzeichen (5 Bedingungen wurden schon abgelegt.) Oberleutnant Quint und Unteroffizier Schäfer exerzieren mit einigen Genossen ein Kulturprogramm von einer halben Stunde ein. Ich bin verantwortlich für die Wandzeitungsarbeit. So geht alles seinen Gang.



30. Mai. Unsere Anstrengungen bei der Vorbereitung der Ausbildungsbasis und dann bei der Ausbildung der Reserveoffiziere und -unteroffiziere sind gewürdigt worden: Im sozialistischen Wettbewerb der hiesigen Abteilung belegen wir den ersten Platz! Der Abteilungskommandeur hob hervor, daß wir die Schulung der Reserveausbilder ausgezeichnet organisiert hätten.
Diesen ersten Platz wollen wir die ganze Zeit über behalten. Entsprechend den örtlichen Bedingungen und Aufgaben haben wir inzwischen bereits ein neues Programm von Maßnahmen ausgearbeitet, das Stammpersonal und Reserveausbilder harmonisch miteinbezieht und sofort auf die in Kürze eintreffenden Reservisten ausgedehnt werden kann.

4. Juni. Das Programm ist von der Abteilungsleitung bestätigt und als vorbildlich für alle anderen Einheiten hier anerkannt worden. Besonders unsere Lernaktivs (Stammpersonal und Reservisten) finden Anklang. Ein guter Start für die nächste Etappe des Wettbewerbs. Wir wollen doch unsere Garnison hier würdig vertreten, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht am Schluß dieser ‚Ostseewochen' mit guten Ergebnissen in unsere Stammeinheit zurückkehren und dafür als 3. Batterie auch dort als ‚Erste' ausgezeichnet werden.



Illustrationen: Harri Parschau

Bevor die Scheibe fällt...

Es ist kein gutes Gefühl, zum Gefechtsschießen mit einem moralischen Ballast anzutreten. Dieser Ballast wiegt schwerer als jedes noch so umfangreiche Sturmgepäck. Seit dem Überprüfungsschießen vor dem General und dem Divisionskommandeur drückt die Soldaten des Zuges Fürst das „nicht bestanden!" jener Übung. Werden wir beim Zuggefechtsschießen dieses unehrenhafte Gepäck abwerfen können? Wird es uns gelingen, den guten Ruf des Zuges wiederherzustellen?

Während die erste Einheit zur Feuerlinie vorrückt, halten sich die Soldaten des Zuges Fürst im Schatten eines Kiefernwäldchens in der Nähe des Infanterieschießplatzes bereit. Soldat Gerlach, ein kleiner untersetzter MPi-Schütze, sitzt schweigend an einem Baum und hört der Unterhaltung seiner Genossen zu. So sehr er bemüht ist sich abzulenken, seine Gedanken kreisen immer wieder um die bevorstehende Übung. Sie ist nicht leicht. In hohem Tempo tief in die „gegnerische" Verteidigungsstellung vorstoßen und dabei schnell und sicher alle Ziele bekämpfen, das wird kein Spaziergang. Nein, er will diesmal nicht versagen. Er will sein Bestes tun, das Ergebnis vom Überprüfungsschießen zu korrigieren.

Nur ungern denkt Soldat Gerlach an jenen Tag zurück. Der Kompanie war befohlen worden, die 3. Einzelgefechtsübung mit allen Schützenwaffen zu schießen. „Es wird schon nicht schiefgehen", hatten einige Neunmalkluge prophezeit. Doch wer sich allein auf sein scharfes Auge und ein wenig Glück verließ, erlebte ein böses Erwachen. Mit dem ungewohnt hohen Angriffstempo stellten sich Unsicherheiten ein. Falsche Atemtechnik und zu spätes Erkennen der auftauchenden Ziele summierten sich zu Fehlschüssen. Das grelle Sonnenlicht an diesem Tag ließ die meisten Schützen Zielfehler begehen. Weit vor den Scheiben spritzten die Feuerstöße in den Sand. Deutlich wie nie zuvor traten die unzureichenden Fertigkeiten und Kenntnisse der einzelnen Schützen zutage. Nicht wenige gingen nach dem Schießen mit gesenktem Kopf zur Feuerlinie zurück. Auch er, Bernd Gerlach, hatte keines der Ziele getroffen. Was hätte das in einem Gefecht, Auge in Auge mit einem realen Gegner, bedeutet? Es waren harte Tatsachen, an denen sich seine Gedanken stießen.

Soldat Gerlach streift mit seinem Blick über die Gesichter der Genossen. Müller, David, Helm – allen, die damals dabei waren, fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie hatten viel nachzuholen. Schon tags darauf begann Feldwebel Fürst damit. Das Rezept? Schießausbildung, wie es Vorschriften und Befehle verlangten. Und wo die Dienstvorschrift regiert, haben Oberflächlichkeit und Erleichterungen kein Hausrecht. So war es beim Stationsbetrieb und beim Zieltraining im Gelände. Nicht nur Soldat Gerlach bemerkte bald, daß das Abc des Schießens nicht bei „C", sondern bei „Z" endet. Sogar die „alten Hasen", die sich vorher oft gelangweilt hatten, spitzten wieder die Bleistifte, als der Gruppenführer die Formeln für die Vorhaltemaße beim Schießen auf bewegliche Ziele ausführlich erklärte. Keiner stand abseits, als die FDJ-Leitung aufrief, den KK-Schießstand auszubauen und die Lehrbasis für die Schießausbildung zu vervollständigen. Ein frischer Wind wehte im Zug. Im Keller und auf dem Flur trafen sich kleine Gruppen. Sie überlegten, skizzierten, sägten, hämmerten. Sie fertigten verkleinerte Scheiben für das KK-Schießen an und reparierten Lehrgeräte. Gemeinsam mit anderen Genossen legte Soldat Gerlach den KK-Schießstand mit Bohlen aus, baute eine Seilzuganlage für bewegliche Ziele und Klappscheiben ein. Andere bereiteten Blinkerscheiben für das Nachttraining vor. Von den sowjetischen Freunden im Standort kamen dazu wertvolle Hinweise.

Elan ist ansteckend. Zuerst waren es nur einige, die sich in der Freizeit an einem Zirkel für Schießausbildung beteiligten. Schließlich gesellten sich immer mehr hinzu, als sie sahen, daß sie von solchen erfahrenen Schützen wie Unterfeldwebel Schärwing, den Gefreiten David und Müller noch eine Menge profitieren konnten. Als dann die Parteileitung die Lehrgeräte und Trainingsanlagen in einer Ausstellung allen zugänglich machte, gaben sich die Genossen sonntags im KK-Schießstand gegenseitig die Klinke in die Hand.



„Auf meine MPi ist Verlaß. Sie schießt genau", meint Soldat Gerlach. „Waffenreinigen ein notwendiges Übel? Mir nicht. Gute Pflege zahlt sich beim Gefechtsschießen jedenfalls aus."

Der Befehl des Zugführers zum Antreten reißt Soldat Gerlach aus seinen Gedanken. Wenig später rollen die SPW des Zuges bereits zur Feuerlinie. Unterfeldwebel Schärwing wirft Gerlach einen aufmunternden Blick zu, als wolle er sagen: Vergiß' nicht, was wir vorhaben. Etwa 300 Meter vor dem Fahrzeug taucht eine Scheibengruppe auf, „Gefechtsvorposten des Gegners." Schon hämmert der erste Feuerstoß aus dem MG des Schützenpanzerwagens. Getroffen! Die Gruppen entfalten sich zur Schützenkette. Gerlach läuft neben David. Angestrengt blickt er nach vorn. Noch ist nichts zu entdecken. Ruhig bleiben! sagt er zu sich selbst, als er merkt, daß trotz aller guten Vorsätze Erregung in ihm aufsteigt. Plötzlich heben sich vor der Schützenkette mehrere Scheiben, die Silhouetten einer Infanteriegruppe, aus dem Boden: Der erste „gegnerische" Stützpunkt. Das Feuerkommando des Gruppenführers dringt Gerlach ins Ohr. Da verhält David neben ihm kurz seine Schritte. Er legt die MPi an und schießt. Sein Ziel kippt ab. Einen Augenblick später krümmt auch Gerlach den Finger am Abzug. Zu hastig. Rechts neben der Scheibe bohren sich die Schüsse in den Sand. Zum Teufel, habe ich alles wieder vergessen? denkt Gerlach wütend. Da gibt David einen zweiten Feuerstoß ab. Die Scheibe vor Gerlach fällt. Von diesem Moment an fühlt sich Bernd Gerlach sicherer. Die Gewißheit, einen zuverlässigen Genossen neben sich zu haben, läßt ihn ruhiger werden. Konzentriert schleudert er seine Handgranate ins Ziel und stürmt weiter.

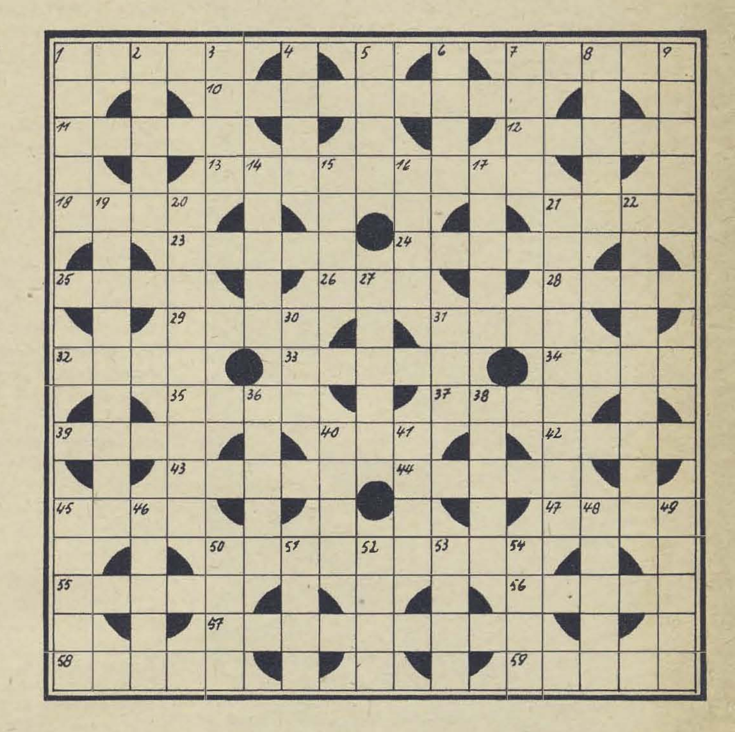
Ausgerechnet zur gleichen Zeit, als eine neue Zielgruppe, laufende Figuren, auftaucht, meldet Gefreiter Zimmermann, der lMG-Schütze, Ladehemmung. „Schießt! Vorn, der Gegner!", brüllt Zimmermann, als er sieht, daß einige Schützen zu ihm hinblicken. Unterfeldwebel Schärwing weist Gerlach die mittlere Scheibe zu. Dreißig Sekunden sind wenig Zeit, um auf ein sich bewegendes Ziel zu schießen. Vorhalten! Jetzt! Gerlachs erster Feuerstoß geht ins Ziel. Keuchend hasten die Schützen einen Hang hinauf und setzen mit einem Sprung über die Höhe. Der Zugführer weist der Nachbargruppe eine neue Richtung zu. Gegenangriff von rechts! Indessen läuft Unterfeldwebel Schärwing mit seiner Gruppe in schnellem Tempo weiter. Auf der Gruppe liegt „Artilleriefeuer". Da tauchen neue Ziele auf. Schwer atmend bremst Soldat Gerlach seinen Lauf. Der Puls klopft ihm bis zum Halse. Nun zeige, was du gelernt hast! Für einen Augenblick zwingt er sich zur Ruhe. Er schießt. Treffer! jubiliert es in ihm.

Bei der Verfolgung des „Gegners" erwartet die Gruppe eine letzte schwere Aufgabe. Noch einmal sind vom fahrenden SPW aus bewegliche Ziele zu bekämpfen. Doch auch diese Scheibengruppe trifft das wohlgezielte Feuer der Schützen.

Am Kiefernwäldchen tritt der Zug zur abschließenden Auswertung an. Die Frage, die Bernd Gerlach und seinen Genossen vor dem Schießen keine Ruhe ließ, ist beantwortet. Der Zug, die gesamte Kompanie hat die Prüfung ehrenvoll bestanden. Ergebnis: Note Eins.

F. Haubert

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Einheit bei den Luftstreitkräften, 7. Auszeichnung, 10. Teil des Schützengrabens, 11. Vorratsraum, 12. Weckruf, 13. medizin.-mechan. Eingriff, 18. Stadt in Indien, 21. Baumwollgewebe, 23. militär. Ehrengruß, 24. Stadt im Bez. Erfurt, 25. Stadtteil der ungar. Hauptstadt, 26. griech. Buchstabe, 28. Teil des Visiers, 29. Schiffstau, 31. indische Münze, 32. Stadt im Norden Nigerias, 33. Befehl, Auftrag, 34. Bedauern, 35. deutscher Schriftsteller („Die Abenteuer des Werner Holt"), 37. deutscher Physiker und Astronom (1840–1905), 39. Sportkasse, 40. Kosmos, 42. Ende der Kommandobrücke, 43. ASK-Fußballer, 44. Pionierlager auf der Krim, 45. mongol. Viehzüchter, 47. deutscher Strom, 50. Teil der Schießplatzanlage, 55. Schiffsführer, 56. Zündschnur, 57. Lebensgefährtin Lenins, 58. Vertiefung, Ausbuchtung, 59. Güteklasse.

Senkrecht: 1. Fluß zum Asowschen Meer, 2. Raubkatze, 3. Fluß in Spanien, 4. Teil des Schlittens, 5. altgriech. Philosophenschule, 6. längster Fluß Finnlands, 7. afrik. Hafenstadt, 8. Bühnenwerk, 9. Landesteil Vietnams, 14. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 15. altes Längenmaß, 16. altröm. Gewand, 17. Bestandteil des Erdöls und Benzins, 19. ältere Bezeichnung für einen Infanteristen, 20. Weltraumfahrtforscher, 21. sowj. Pädagoge, 22. Metallhülse mit Treibladung, 27. Strafe, 30. Drehpunkt, 31. Papagei, 36. bedeutendster deutscher Spruchdichter, 38. Baustoff, 40. Lied, 41. Teil des MG, 45. Gebirge in Nordafrika, 46. engl. Physiker (1877 bis 1945), 48. jugosl. Währung, 49. Turnerabteilung, 50. Gebäck, 51. Kohlenklein, 52. Kampfgas, 53. frz. Opernkomponist, 54. Werkstoff.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – a – al – bot – burg – chan – chos – du – eh – go – gon – ja – jal – je – jew – jew – jok – ka – ki – kow – ku – li – lin – ma – mar – na – ni – nik – nin – nis – o – o – ren – sei – sha – ski – ski – ski – sow – sow – strow – stra – sub – ta – ta – tai – tu sind 16 Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Moskauer Partisanin, die von den Faschisten ermordet wurde.

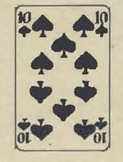
1. großer russ. Feldherr, Bezwinger Napoleons, 2. sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde"), 3. sowj. landw. Großbetrieb, 4. sowj. Dichter, 5. sowj. illustr. polit.-satir. Wochenschrift, 6. sowj. Komponist („Wasserträger"), 7. Autor des Romans „Der Sturm", 8. sowj. Sportpistole, 9. Strom in Sibirien, 10. Autor des Romans „Fern von Moskau", 11. russ. männl. Vorname, 12. freiwillige, unentgeltliche Arbeit an Sonnabenden in der Sowjetunion, erstmals 10. 5. 1919, 13. sowj. Staatsmann, Freund der Jugend, 14. Hafenstadt im Wolgadelta, 15. Kurort auf der Krim, 16. Gebirge in Westsibirien.



Mittelhand erhält beim Bierlachs das abgebildete Blatt, findet im Skat Pik und Herz König und gewinnt durch kluges Drücken und Spielen einen Grand mit 64 Augen. Die Karten von Vorderhand: Kreuz 10, 9; Herz 10, 9; Karo 10, König, Dame, 9, 8, 7.

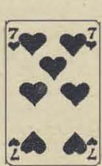
Was drückte Mittelhand und wie ist der Spielverlauf?

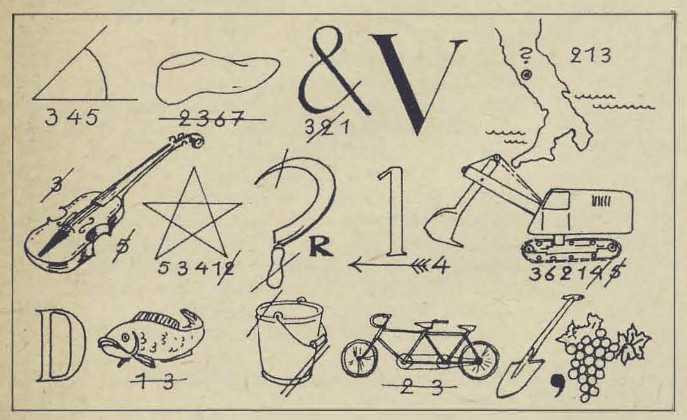






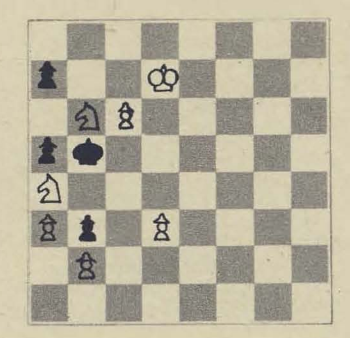


◂ **BILDERRÄTSEL**

Die Lösung ergibt ein Soldatensprichwort.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Hier gilt es den richtigen Springerzug zu finden.
Verfasser W. Roese.
Stellungsbild: Weiß: Kd7, Sa4, Sb6, Ba3, b2, c6, d3 (sieben Steine). Schwarz: Kb5, Ba5, a7, b3 (vier Steine).

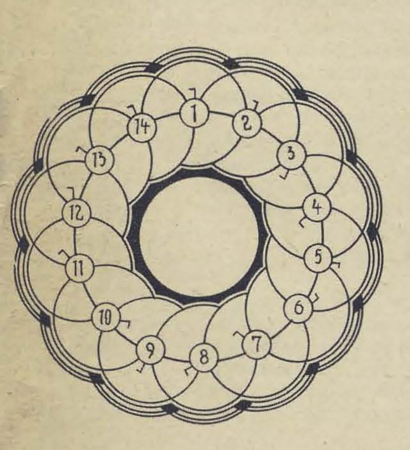
IM VERSTECK

Diele – Verdi – Klette – Zunder – Magdeburg – Norden – Omen – Oder – Gefreiter – Recht – Bootsbau – Beere – Bereitschaft – Schar – Mufti – Astgabel – Leiter – Achtzig – Muse – Tatze – Kornmiete – Fechtdegen – Leimtopf – Rede.
Jedem der vorstehenden Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben, dem letzten Wort zwei zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben sie einen Ausspruch des sowj. Verteidigungsministers I. R. Malinowski.

Ornament

Es sollen 14 fünfbuchstabige Wörter gebildet werden, deren Anfang im Feld mit einem Pfeil beginnt und in der angegebenen Richtung verläuft. Die Buchstaben der Außenringteile, im Zusammenhang und in Uhrzeigerrichtung abgelesen, nennen einen der wichtigsten Schiffsteile.

1. Sportgerät, 2. rauchende Schwefelsäure, 3. Gesamtbetrag, 4. großbürgerl. engl. Zeitung, 5. ital. Geigenbauerfamilie in Cremona (1596 bis 1684), 6. Innenminister der DDR, 7. engl. Königsdynastie (1485–1603), 8. Reiseweg, 9. nordamerikan. Negertänzerin (1906 geb.), 10. NW-Teil des Dinar-Gebirges in Jugoslawien, 11. Grenzraum zwischen Festland und Meer, 12. bebaute Landfläche mit Feldfrüchten, 13. Maß für Goldgehalt, 14. Stockwerk.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 6/1963

SKAT: Mittelhand hätte bei folgendem Spielverlauf gewinnen können: 1) V. Karo König; M. Karo 8; H. Karo 7; 2) V. Karo As, M. Karo Dame, H. Herz As; 3) V. Karo 9, M. Karo 10, H. Kreuz 10; 4) H. Herz Dame, V. Herz König, M. Kreuz As; 5) M. Karo Bube, H. Kreuz Dame, V. Herz Bube; Alle restlichen Stiche gehen an Mittelhand.

ZAHLENFELD: Hellebarde, Trial, Infanterie, Duden, Abzug, Liter, Zweig, Verschluß, Mine –
„Der Befehl ist das beste Mittel zur Verwirklichung der Einzelleitung."

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 2. Aufklärung, 10. Falun, 11. Anden, 12. Lied, 13. Peru, 18. Rodin, 19. Robbe, 20. Amodo, 21. Euler, 23. Laser, 25. Pferd, 26. Spionage, 27. Bersarin, 29. Uelle, 31. Raabe, 32. Erika, 34. Samos, 36. Speer, 38. Nambo, 40. Bola, 41. Mine, 44. Revue, 45. Drall, 46. Grabenpflug.
Senkrecht: 1. Man, 2. Aul, 3. Union, 4. Kadar, 5. Arkebuse, 6. Rupie, 7. Narwa, 8. Gnu, 9. Bek, 14. Kriegskunst, 15. Idol, 16. Bake, 17. Kondensator, 22. Ringe, 23. Lager, 24. Riese, 25. Piste, 28. Valentin, 30. Lima, 33. Imme, 35. Stör, 36. Staub, 37. Rumpf, 38. Nandu, 39. Lek, 40. Bug, 42. Erg, 43. Ulm.

ERGÄNZUNGSRÄTSEL: Karol Swierczewski.

NEUER ANFANG: „Ziolkowski":

FÜLLRÄTSEL: 1. Republik, 2. Revolver, 3. Megaphon, 4. Periskop, 5. November, 6. Budapest, 7. Budjonny, 8. Schubert – Regiment. –

RÄTSELKAMM: 1. Turek, 2. Curie, 3. Ewald, 4. Hosek, 5. Wiens – Tschechow. –

ALLES KREUZT SICH: Von der Zahl nach rechts unten:
1. Mil, 2. Begas, 3. Kimme, 4. Lotse, 5. Karte, 6. Volta, 7. Poe.
Von der Zahl nach links unten:
2. Bem, 3. Kegel, 4. Limes, 5. Kette, 6. Verne, 7. Pelle, 8. Eva.



HEFT 7
JULI 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" — Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold — Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post — Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. Juni 1963

Fotos: Gebauer (16), Titel, Rücktitel, S. 6., 8, 9, 22, 25, 39, 40, 41; Huth (2) S. 1, 19; Novosti (1) S. 4; Zentralbild (10) S. 5, 14; Skála (1) S. 17; Lindemann (1) S. 21; Murza (1) S. 28; Hirschfeld (4) S. 32, 33; Vetter (3) S. 39, 40, 72; Labik (1) S. 40; DEWAG (1) S. 40; Stege (1) S. 41; Morgenstern (1) S. 41; Zorn (1) S. 45; Weiß (3) S. 48, 56, 59; Weidt (2) S. 49; Militär-Bilddienst (4) S. 52, 71; Wagner (4) S. 57, 58, 59; Dressel (1) S. 62; DEFA (1) S. 67; Haubert (1) S. 76; Archiv (12) S. 10, 13, 30, 31, 51, 52.

TITELBILD: Regulierungsposten der Nationalen Volksarmee.

Einer Hamburgerin kann man es glauben, daß „EIN MATROSENHERZ DOCH NICHT AUS STEIN IST", sie muß es ja wissen. Da sie auch weit gereist ist, wie es sich für ein Kind der Wasserkante geziemt, so läßt man sich gerne sagen: „EINMAL WEHT DER SÜDWIND WIEDER." „OH MEIN BRÄUTIGAM IST TREU GEBLIEBEN" allerdings ist mehr ein Kompliment an ihren Mann, den Bariton-Saxophonisten Dieter Andreas vom Tanzorchester Alo Koll. Wenn sie dann aber gesteht: „AUSGERECHNET EIN EHEMANN HAT'S MIR ANGETAN" so ist wohl der Textdichter schuld daran, es sei denn, sie meint ihren eigenen Ehemann. Denn von ihrer Ehe glaubt sie: „DAS WIRD EIN FRÜHLING OHNE ENDE" und abschließend verrät sie uns noch: „SO STELL' ICH MIR DIE LIEBE VOR", womit wir unsere musikalische Visitenkarte beenden wollen, in der man natürlich nur eine kleine Auswahl an Titeln unterbringen kann.
Rica Déus hat in vielen Rundfunk- und Fernseh-



STAR-Palette

sendungen mitgewirkt, u. a. waren es: „Amiga-Cocktail", „Cocktail International", „Zwischen Frühstück und Gänsebraten", „Kollege kommt gleich", um die bekanntesten zu nennen. Im Juli wird sie beim II. Internationalen Schlagerfestival der Ostseeländer in Rostock dabeisein. Aber nicht nur die Rostocker und deren Gäste werden sie in den nächsten Wochen erleben können. Auch die Leipziger, Neubrandenburger, Dresdener, Karl-Marx-Städter und Cottbuser werden ihre Stimme hören. Den bunten Reigen der dortigen Pressefeste wird sie durch ihre Kunst bereichern.
Hat man als Schlagersängerin Sorgen? „O ja, eine ganze Menge sogar! Besonders mit den Texten. Es ist so furchtbar schwer, ansprechende Titel zu finden, die wirklich eine Aussage haben. Die Arbeit zwischen Komponisten, Textdichtern und Interpreten müßte meiner Meinung nach viel enger sein, dann bekäme man vielleicht eher einen Titel auf den Leib geschrieben. Vielleicht sogar ein Chanson???!"
Rica Déus' Wunsch nach besseren und anspruchsvolleren Schlagern ist nicht nur ihr persönliches Anliegen — so wie auch ihr zweiter Wunsch, Chansons zu erhalten, uns alle interessiert. Ihre ausdrucksvolle Stimme in diesem Genre zu hören, wäre bestimmt eine Freude!

E. Gebauer



Rendezvous-Probleme
gezeichnet von Paul Klimschke
„Ich konnte damals wirklich nicht zum Rendezvous kommen, Schwesterchen!"
„Das heißt nicht, daß ich was gegen die Volksarmee hätte."
„Zum dritten Mal: Ich bin nicht der Soldat, der sich auf Grund Ihrer Anzeige hier mit Ihnen verabredet hat."
„Ihre Großmutter hatte also Geburtstag!"
„Ob wir's mal mit Höflichkeit versuchen?"
„Freiersfüße, was?"

Index 31 036

